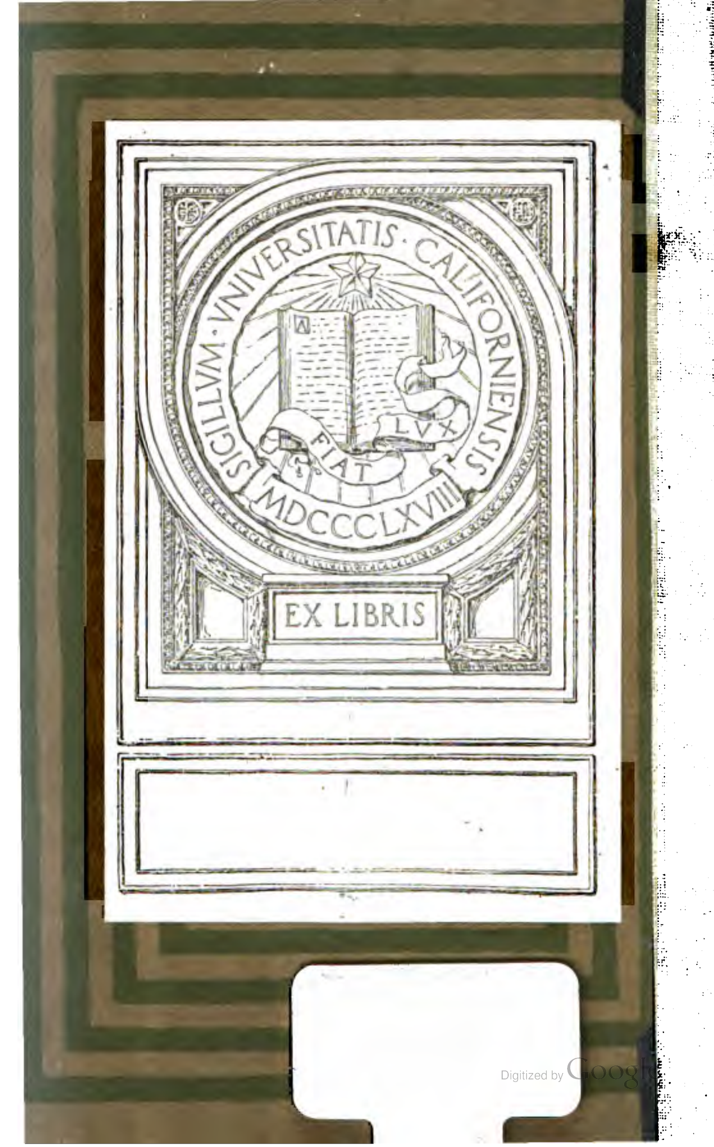
Nietzsche und die Schweiz

von
CARL ALBRECHT BERNOULLI



Leipzig
H. Haessel-Verlag


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben
Digitized by Google

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

Harry Maync (Bern)



Fünftes Bändchen

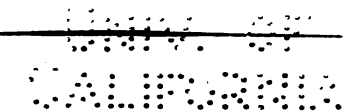
CARL ALBRECHT BERNOULLI

Nietzsche und die Schweiz



H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1922

Inhalt



Die Losung, die unsre Sammlung zu verwirklichen wünscht, hat an Friedrich Nietzsche eine außerordentliche Anwendung gefunden. Nicht nur der Gedanke, auch der zutreffendste Ausdruck des Gedankens stammt von ihm. „Kühnheit nach innen und Bescheidung nach außen, nach allem ‚Außen' — eine deutsche Vereinigung von Tugenden, wie man ehemals glaubte, — habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir bis jetzt überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher, weil bei weitem geschützter, aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen wegesuchenden Maler wie Böcklin? Einen ähnlichen weisen Wissenden wie Jakob Burckhardt? Tut die große Berühmtheit des Naturforschers Haeckel der größeren Ruhmwürdigkeit Rütimeyers irgendwelchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch wachsen dort Alpen- und Alpentalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire, Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lern-

ten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein ratsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeitswirtschaft hinauszublicken." Es geht aus diesen Worten hervor, daß Nietzsche jedem bedeutenden Landsmann wünschte, es möchte dank biographischer Verumständungen seinem Namen als Ergänzung und Ausgleich beigefügt werden können: „— und die Schweiz!" Wie sollte man da Bedenken tragen, ihn selber, sein Werk und sein Leben, unter eben diesem Zeichen zu verstehen?

Gerade Verständnis tut ihm noch heute not, nachdem in einem wahren Unverstande früher Ruhm und blinde Vergötterung sich seiner bemächtigt haben. Noch hat die Zeit die irdischen Spuren seiner Schritte keineswegs zugewischt. Er hätte heute das achtzigste Lebensjahr noch nicht erreicht. Manche, die ihn jung kannten, Verwandte, Freunde, Schüler, leben und erinnern sich seiner. Die meisten dürfte noch die schweizerische Stadt vereinigen, die länger als irgendein anderer Ort ihm zum Aufenthaltsorte diente. Indessen Anhänger, Jünger sind diese Überlebenden nicht. Erst aus dem Genusse seiner Schriften erwachsen ihm wirkliche Versteher. Erst uns erschließt sich der Einblick in sein Wesen.

Er ist durch kein entscheidendes Erlebnis hindurchgegangen, das er nicht auch in der Schweiz erlebte. Die schlechthin einmaligen Betonungen seines Schicksals sind ihm entweder auf dem Boden der Eidgenossenschaft zugestoßen, oder er trug sie in frischer Empfängnis noch sehrend und unvernarbt, wenn er ihn wiederbetrat, mit sich herum. Das Leiden, dem er seine Erkenntnis

dankt, sah einheitlich nur die Schweiz. In Deutschland hätte er den Süden mit dem Glanze seiner Lust und Unschuld, in Italien und Südfrankreich den Nebel des Denkens und Brütens nicht erlebt. Nur dieses beides in Wechsel und Zwietracht erklärt sein Werk ganz. Die Schweiz, hierin einzig, gab ihm beides.

Seine schöpferische Zeit erstreckt sich auf knapp zwei Jahrzehnte. Das drittletzte und vorletzte des neunzehnten Jahrhunderts. Darunter kaum ein Jahr, von dem er nicht mindestens einen Teil, das eine und andere ganz in der Schweiz zubrachte. Dessen kann sich kein anderes Land rühmen.

Auch in geographischer Hinsicht belegen seine Schweizer Aufenthalte seinen Lebensverlauf planmäßig, wenn auch in keiner Weise vorbedacht. In gleichen Schalen halten sich das Basler Lehramt und die Silser Sommer die Wage. Erst der nordwestliche, dann der südöstliche Grenzpunkt in unerbittlichem Schrägstrich über das gesamte Gebiet weg!

Das scheint auf Uneinheitlichkeit zu deuten. Und doch sind die Widersprüche, die Klügler korbweise bei ihm herunterschütteln, auswechselnde Spielarten, in deren Fülle sich sein Wesen rundet. Rein gar nichts fällt bei Nietzsche aus der einmal offenbarten Art. Mag die Haut täuschen und schillern, die Haut selber hat er nie gewechselt. Seine Ausdrucksweise, seinen Tonfall hält er durch alle zwanzig Bände mit ein und derselben Sprachkunst aus. Und wie die Äußerungsweise ist auch der Inhalt in seinem sich verbreiternden, durch empfangene Zuflüsse gesteigerten Ablauf nirgendwo unterbrochen.

Und doch ist ein dämonisch Fremdes, das sein Wesentliches angefallen hat und das er nicht abzuschütteln vermochte, für sein Bild bestimmend geworden. Die großen Anpreisungen des Willens zur Macht und des Übermenschen durchkreuzen seinen Kampf gegen den theoretischen Menschen, und die frohe Ursprungsbotschaft von einem dionysischen Lebensreiche wird tatsächlich durch das Aufgebot unerhörter Willensanstrengungen im Dienste einer Gewaltsvernunft wieder in Frage gestellt. Im Hinblick auf dieses entstellend Fremde wird seine eigene Ahnung verständlich, aus der heraus er sich als ein Verhängnis bezeichnete.

Wir halten uns an seine Kampfansage gegen den Geist und an seine erste große Leistung, die Verkündigung des Dionysos. Sie verfolgen wir durch die neunzehn Jahre, da er als Sendling griechischer Weisheit die Schweiz betrat und unter der Wucht des Wahns zerbrechend sie verließ.

Mit dieser Beschränkung unseres Nietzschebildes auf einzelne deutlich umrissene Gesichtspunkte, unter denen wir allein es anschauen, greifen wir die neuesten Forschungen dankbar auf, die mit der üblichen Gepflogenheit, in ihm einen unausgeschlüpften, mit den Eierschalen des Denkers behafteten Dichter zu sehen, endgültig gebrochen haben*). Am eindringlichsten hatte diese nun veraltete Anschauung, anknüpfend an ein

*) Es handelt sich um die metaphysische Nietzscheauffassung von Dr. Ludwig Klages und die mehrbändige französische Nietzschebiographie des Professors für deutsche Literatur an der Universität Paris, Dr. Charles Andler.

bekanntes Nietzschewort aus seiner Selbstkritik zu der Geburt der Tragödie, Stefan George vertreten:

Und wenn die strenge und gequälte Stimme
Dann wie ein Loblied tönt in blaue Nacht
Und helle Flut — so klagt: sie hätte singen,
Nicht reden sollen, diese neue Seele.

So, als verkappten, verkannten Dichter, hatte sich Nietzsche selbst aufgefaßt: „Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte; ich hätte es vielleicht gekonnt!“ Ihn selber so gesehen zu haben, erkennen wir heute als Irrtum.

Die Wahrheit ist vielmehr, daß Nietzsche Denker ist, scharfer, diskursiver Denker und Dialektiker, aber eben bis in Gebiete hinein und in Tiefen hinunter, in denen die Begriffssprache der Sachlichkeit und Gegenständlichkeit ungehört verhallt und wo anderes als Bilder und etwa noch ein ausgestoßener Lyrismus die erfaßten, in der Dämmerung ertasteten Funde nicht zu bezeichnen vermögen. Nietzsche ist nicht nur ein ganz großer, sondern überhaupt der einzige Psychologe, der die Pfade zur Seelenfindung wirklich schreitet. Seine aphoristische Darstellung darf uns nicht darüber täuschen, daß er ein einheitliches und umfassendes System der Welterklärung aufgestellt hat. In dessen Mitte erstrahlt der Begriff des Lebens — und da es eben etwas Unfaßbares und Unbegreifliches ist, was der Denker auf den Schild erhebt, so nennt er es mit einem Bild und nennt es Dionysos. Darüber wird ausführlich zu handeln sein. Die eigentliche Hauptlehre Nietzsches sind seine Untersuchungen über die menschlichen Gefühle.

Sie, nämlich unsere Gefühlswelt, und nicht irgendeine Art theoretischer Erkenntnis bedeutet ihm den Zugang zum Absoluten, wenn in seiner Redeart eine solche Bezeichnung überhaupt heimisch wäre. Das Subjektive läuft in seinem Reich dem bis anhin sogenannt Objektiven den Rang ab, entthront es und teilt völlig neue Würden und Gnaden aus. Zweifelsohne führt das zu einem tüchtigen Mystizismus, jedoch einem solchen, dem niemals seine rückwärtigen Verbindungen mit dem souveränen geistesstolzen Denken abhanden kommen.

In diesem Sinne gedenken wir Nietzsche anzuschauen — den in der Schweiz heimisch gewordenen Fremden — den „Gast der Gäste".

I. Die erste Basler Zeit (1869—1876)

Nietzsche kam in die Schweiz als Professor der alten Sprachen. Allein schon diese Lebensstellung rückte, wenn sie auch nicht wie in den Großstaaten den politischen Eintritt in die Staatsangehörigkeit zur Folge hatte, einer Einbürgerung schon recht nahe. Doch bestand bei Nietzsche nicht — und in dieser äußerlichen und engen Beziehung überhaupt nie — ein Hang, Schweizer zu werden. Davon hielt ihn einmal ab sein angeborener und durch den damaligen Aufschwung Deutschlands erst recht anerzogener Blick ins Große, der ihn bewog, kleine, wenn auch historisch interessante und in mancher Hinsicht kulturgesegnete Verhältnisse, wie er sie in der Schweiz antraf, nicht eigentlich ernst zu nehmen. Noch mehr aber brachte er einen stillen Widerwillen mit gegen die demokratische Staatsver-

fassung nicht allein, sondern mehr noch gegen den liberalen Anstrich, mit dem sie durch die Zeitläufte eben aufgefrischt wurde. Der junge Gelehrte brachte nach Basel bereits heimliche Kulturanschauungen mit, die sich mit dem allgemeinen Stimmrecht und dem Glauben an die Weisheit des souveränen Volkes nur schlecht vertrugen.

Wie natürlich schloß er sich in seinem neuen Wirkungskreise namentlich an Professoren an, darunter an einen um sieben Jahre älteren Deutschen, den Theologieprofessor Franz Overbeck, mit dem er beinahe fünf Jahre zusammen wohnte. Der spätere Briefwechsel dieser beiden stellt eine der wichtigsten Quellen zur Nietzschebiographie dar. Nachdem diese Briefe umständehalber lange Jahre auf sich warten lassen mußten und als letzte im reichen Kranze der Briefsammlungen erschienen, wachsen sie sich allmählich in die angefüllte Stoffmasse, die der gliedernden Ordnung noch vielerorts entbehrte, als festigendes Rückgrat ein. Es handelt sich in der Hauptsache um Briefe mit schweizerischem Erfüllungsort. Zuerst benahm und äußerte sich Nietzsche noch etwas sehr herkömmlich und gewunden, schrieb gezwungen geistreich — mit Wortspielen und gelehrtem Zierat — so bei der Briefanrede: „o hercole ga—", die den Herausgebern mythologisches Kopfzerbrechen abnötigte, während es doch nur „O Herr Kollega!" umschrieb. Er erhebt sich aber dann namentlich im zweiten Jahrzehnt zu einer oft aufregenden Höhe der Unmittelbarkeit, die man in den Zuschriften an andere Vertraute vergebens sucht.

Nietzsche war, wie sich nun immer mehr heraus-

stellt, schon mit genialen Gedanken nach Basel gekommen, deren Ursprung seine Begeisterung für Schopenhauer nicht von ferne erklärt. Er trug eine wahre Metaphysik in sich, die sich in der Vergangenheit am ehesten an die deutsche Griechensehnsucht, und zwar mehr die romantische als die klassizistisch-schillersche, so mächtig diese auch auf den Zögling der Schulpforte gewirkt hatte, verlor. Zur Beurteilung seiner späteren Gegnerschaft gegen das Christentum bedenkt man zu wenig jenes unschuldige, knabenhafte Heidentum, das die letzten kirchlichen Gefühle des Konfirmanden und Pfarrerssohnes eben im Schüler schon naturhaft überwuchs und jenen keinen inneren Lebensboden mehr übrig ließ. Lange Zeit nahm doch das Christentum gar keinen Raum mehr im Denken des jungen Nietzsche ein — er dachte nicht mehr daran. Und als die Polemik anhob, blieb sie bei allen peinlichen Hieben doch noch sachlich, d. h. er erweiterte nicht seine einzelnen Einwände zu einem zentralen Ansturm auf Leben und Tod, wie dann seit dem Zarathustra.

Die philosophische Genialität Nietzsches während seiner ersten Schriften, der Geburt der Tragödie und den Unzeitgemäßen Betrachtungen, läßt sich am besten an der gefährlichen Gegnerschaft ermessen, die sie heute, fünfzig Jahre nach ihrer Entstehung, für die beiden hauptsächlichen wissenschaftlichen Zeitströmungen darstellt. Nicht zu vergessen die positive Grundlage, die er damals anzulegen verstand, um im Sinne einer zentralen Lebenswissenschaft heute an die Begründung einer selbständigen Metaphysik denken zu können, worüber ebenfalls noch des näheren zu reden sein wird.

Legen wir zunächst diese dreifache noch oder wieder lebendige Beziehung Nietzsches zu den heutigen Tendenzen der Universitätswissenschaft dar, so können wir drei bedeutende, damals in Basel wirkende Schweizer Gelehrte nennen, die dem um ein Menschenalter jüngeren Kollegen den betreffenden Zugang zur Welterklärung öffneten und ihm die entsprechende, von ihm im stillen bereits angezweifelte Wissenschaft in überragender Weise verkörperten.

Die eine dieser Strömungen ist der Historismus — damals umfassend vertreten durch Jakob Burckhardt.

Die zweite dieser Strömungen ist der Biologismus — ihr mächtiger Verfechter damals Ludwig Rütimeyer.

Und das dritte, das uns ermächtigt, an eine Förderung mystischer Eingebungen von seiten der von ihm betriebenen mythologischen Studien zu denken, ist der Eindruck, den er von dem Basler Erforscher des antiken Muttertums Johann Jakob Bachofen aus dessen beiden Hauptwerken davongetragen hat.

Hüten wir uns jedoch, bei Nietzsche gleich von Einflüssen zu reden, es sind vielmehr Gelegenheiten, die er wahrnimmt, um sich zurecht zu finden für Einsichten, die er in diesen Anfangszeiten rätselhaft an den Stand der öffentlichen Forschung heranbringt:

1. Jakob Burckhardt und der Historismus.

Fünfundzwanzig Jahre älter als Nietzsche, stand Jakob Burckhardt auf der Höhe seiner entfalteten Kräfte, als dieser die ihm sich bietende Gelegenheit, sein Kol-

lege und Schüler zu sein, eifrig nutzte. Doch hat Burckhardt jedenfalls in der Zeit der ersten Bekanntschaft seinerseits den Altersunterschied und den Vorrang des Meisters vor dem Neophyten unwillkürlich vergessen über der blendenden Begabung und der menschlichen Echtheit, die ihm an dem blutjungen Vertreter für klassische Philologie entgegentrat. Für die Bedeutung, die Burckhardt für Nietzsche gewann, trifft wohl der Ausdruck aus Nietzsches Umgebung ins Schwarze, wonach Burckhardt als der „begabte Schüler Goethes" bezeichnet wird. Äußerlich betrachtet kam er ja vielleicht eher von den Romantikern her mit seiner schwärmerischen Empfänglichkeit für Kunst und seinen innigen Jugendfreundschaften. Aber in der ausgereiften Fülle seines Wesens, in der er ihn sah, trat Nietzsche an einem hervorragenden Universitätslehrer und deutschen Schriftsteller zum erstenmal jene „Totalität" entgegen, die er später für Goethe als wesentlichstes Merkmal seiner Größe ausrief. Burckhardts antik-epikureische Einstellung zur Welt, seine puritanische Art des Lebensgenusses, seine Unvoreingenommenheit gegen den Gang der irdischen Dinge (bei freilich großer Parteilichkeit gegen augenblickliche Vorkommnisse, namentlich politische), seine fürstliche Beherrschung der geschichtlichen Stoffmassen wie der sprachlichen Darstellung mußte Nietzsche einen tiefen, bestimmenden Eindruck hinterlassen.

Und nun begab es sich, daß Nietzsche gerade jenes zusammenfassende Kolleg unter den Zuhörern in sich aufnahm, in dem Burckhardts Geist in einer gewaltigen Übersicht durch alle Zeiträume geschichtlichen Ge-

schehens dahinflog. Es ist jener Nachlaßband, der unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen" heute als die „Magna charta" des modernen Historismus zu gelten hat und als solche noch auf lange hinaus in unserer Kulturanschauung ihre Wirkung tun wird. Nietzsches zweite Unzeitgemäße Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" mutet uns wie eine Entgegnung, wie eine entschlossene Abwehr jeder philosophischen Weltbetrachtung an, die sich nur als eine Verflüchtigung des wissenschaftlichen Geschichtsstudiums in der Form einer allgemeinen Lebensanschauung darbietet. Gewiß fehlt es an Anzeichen, daß es sich bei Nietzsche um eine bewußte Bekämpfung Burckhardts gehandelt habe. Er würde sich vermutlich gegen eine solche Unterstellung auch später, als Burckhardt sich von ihm zurückzog, lebhaft verwahrt haben. Um so mehr als dieser mit äußerster Behutsamkeit die Grenzen geschichtlichen Erkennens absteckte und eher zu bescheiden als irgend anmaßend nicht nur von Recht und Pflicht, sondern von dem hohen Bedürfnis geschichtlicher Kontemplation sprach.

Dennoch gehn wir kaum fehl mit der Annahme, daß Nietzsche sich durch den Umgang mit Burckhardt und die Beschäftigung mit seiner geschichtlichen Weisheit herausgefordert fühlte. Wie gesagt, durch den Reichtum empfangener Anregung und mitten im Danke dafür ist er sich über den in ihm aufsteigenden Widerspruch kaum klar geworden. Er wird eher gemeint haben, Verlockungen gefolgt zu sein und eine von Burckhardt ihm eröffnete Fährte selbständig fortzusetzen, als er gleich diesem an der geschichtlichen Erfahrung „nicht

sowohl klug für ein andermal als weise für immer zu werden trachtete". Und da handelte es sich bei ihm nicht mehr bloß darum, dem Leitsatz „Historia vitae magistra" einfach mit Burckhardt „einen höhern und zugleich bescheideneren Sinn zu geben" — (die Anführungen geben sämtlich Aussprüche Burckhardts wieder), — nein, Nietzsche nahm eben den Historismus als solchen, nämlich das Vertrauen, daß aus einer geschichtlichen Weltbetrachtung ohne weiteres Lebensstoff anschieße, mit äußerstem Mißtrauen auf. Die Ableitung von seelischer Förderung aus Beschäftigung mit Geschichte erschien ihm zum mindesten tief zweifelhaft. Mit stählerner Wahrhaftigkeit hat der damals noch nicht Dreißigjährige an dem Problem von dem Wert und Unwert der Geschichte in geschlossener Gedankenführung den Kern dahin ausgeschält, daß er feststellte: Geschichtliche Erkenntnis ist gefährlich, weil sie die plastische Kraft im Menschen zermürbt: „Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zuschaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur." Burckhardt dankte für die „Unzeitgemäße", in der diese Worte stehen, ausweichend: „Vor allem ist mein armer Kopf gar nie imstande gewesen, über die letzten Gründe, Ziele und Wünschbarkeiten der geschichtlichen Wissenschaft auch nur von ferne so gut zu reflektieren wie Sie dieses vermögen." Daß Burckhardt die Schrift persönlich übelgenommen habe, wie ein Gerücht ging, hieße kleinlich von ihm denken. Aber die aufsteigende Ahnung mag ihn unheimlich überlaufen haben, daß hier eine

andere Stellung zur Geschichtsbetrachtung bezogen sei als die seinige, die er dahin formulierte: man könne und dürfe sich dasjenige Vergangene, welches jedem individuell zusagt, selbständig zu eigen machen, und es könne hierin etwas Beglückendes liegen. Diese andere Stellung, die Nietzsche einnahm, lag tatsächlich außerhalb der geschichtlichen Fachgrenze. Es waren biologische Bedenken, die ihn an der lebenspendenden Sendung einer historischen Betrachtungsweise hatten zweifeln lassen.

2. Ludwig Rütimeyer und der Biologismus

An Nietzsches Kulturanschauung wirken naturwissenschaftliche Kenntnisse annähernd in gleichem Maße mit wie geschichtliche. Das hat er vor Jakob Burckhardt voraus, der bei allem Weitblick doch die einseitige Geschichtswarte für seine Übersicht nicht verläßt. Aber Burckhardt hatte große Stücke auf der agonalen Einstellung, die sich die Griechen zum Leben gaben. Eine Zeitlang hat es auch beim jungen Nietzsche den Anschein, als sähe er im Leben etwas, das im Wettkampf als Preis zu erobern sei. Dies würde zu der Annahme berechtigen, Nietzsche habe sich die naturwissenschaftliche Ansicht vom Kampf ums Dasein zu eigen gemacht. In seiner ersten Zeit mag er auch tatsächlich den Theorien Darwins gehuldigt haben. Bald aber tritt der agonale Gesichtspunkt in den Anschauungen, die er von den Griechen übernimmt, zurück, und an Stelle der Willensanspannungen, die mit dem Siege der einen Individuation über die andere endigt, beginnt der Bilderzug der Formen, die sich aneinander

auswechseln. Damit hat er seine darwinistischen Meinungen abgetauscht an einen Neo-Lamarckismus, wie ihn der gleichzeitig mit ihm, nur eben an der naturwissenschaftlichen Abteilung der Basler philosophischen Fakultät wirkende Berner Ludwig Rütimeyer vertrat.

In der ersten Basler Zeit sind die Beispiele für Nietzsches Naturauffassung noch selten, die historische Methode überwiegt noch in seiner Kulturkritik. Hören wir immerhin eine frühe Warnung von ihm gegen liberale Selbstüberhebung, als wären wir alles und wüßten alles: „Was weiß der Mensch eigentlich von sich selbst? Ja, vermöchte er auch nur einmal vollständig, hingelegt wie in einen Glaskasten, zu perzipieren? Verschweigt die Natur ihm nicht das allermeiste, selbst über seinen Körper, um ihn, abseits von den Windungen der Gedärme, dem raschen Fluß der Blutströme, den verwickelten Fasernerzitterungen, in ein stolzes, gauklerisches Bewußtsein zu bannen und einzuschließen! Sie warf den Schlüssel weg: und wehe der verhängnisvollen Neubegier, die durch eine Spalte einmal aus dem Bewußtseinszimmer heraus und hinabzusehen vermöchte, und die jetzt ahnte, daß auf dem Erbarmungslosen, dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, in der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens, und gleichsam auf dem Rükken eines Tigers in Träumen hängend." Später treten die Spuren von Rütimeyers Denkweise deutlicher auf, besonders Spuren der Aufsätze: „Über die Formen der Tierwelt" und „Der Fortschritt in den organischen Geschöpfen". Z. B. stammt ein Ausdruck wie: „Ein Anlauf, um über sich hinaus zu gelangen", aus Rüti-

meyers Feder, deren Schilderung über den verspäteten und wie nachträglich aufgepfropften Ansatz des Gehirns auf das Wirbeltierskelett kaum einen aufmerksameren Leser gefunden haben wird. Denn danach war ja das Säugetier Mensch in seinen morphologischen Vorstadien lange zum Lebewesen ausgestattet, ehe sich die Werkzeuge ausbildeten, die ihn nachher befähigten, ein denkendes Wesen zu werden. Damit erhielt Nietzsches Kampf gegen den theoretischen Menschen ihre biologische Vollmacht!

Persönliche Beziehungen wie zu Jakob Burckhardt und J. J. Bachofen hat Nietzsche zu Rütimeyer kaum unterhalten. Sie mögen sich gelegentlich als Kollegen bei Besuchen und Anlässen getroffen und gesprochen haben. Rütimeyer, wie Nietzsche Abkömmling einer vielhundertjährigen Pfarrerdynastie und nichts weniger als eine trockene Gelehrtennatur, befriedigte seine religiösen Bedürfnisse durch christlich orientierte Annahmen. Sein Glaube an die Unsterblichkeit beschränkt sich nicht nur auf die Seele — schon mit dreißig Jahren gibt er sie mitten in seinen wissenschaftlichen Entwicklungstheorien auch für den Körper frei. Von einer flachen Natur- und Vernunftreligion war er, wenn auch nach der entgegengesetzten Seite, so weit entfernt wie Nietzsche. Aber man kann auch nicht sagen, daß Rütimeyer ein besonders tiefes Erfassen des Lebensgeheimnisses von seiten seiner Forschungen aus beschieden gewesen sei. In dieser Hinsicht ist der Eindruck, den Nietzsche von dem Astronomen Zöllner hatte, viel nachhaltiger gewesen. Zöllner schrieb dem Weltall eine zauberhafte Empfindsamkeit für Schmerz zu. Auch

2*

bei Darwin war für den Streit der Instinkte, für den Gewissensbiß und das Pflichtbewußtsein dem künftigen Genealogen der Moral mancher Aufschluß geboten. Aber Nietzsche ist zu der zeitgenössischen positiven Naturwissenschaft nicht in die Schule gegangen, um den in ihm keimenden Mystizismus von der Seite der Naturauffassung her zu nähern, sondern um sich für einen rationalen Anbau des Weltbildes mit soliden Kenntnissen auszustatten. In dieser Hinsicht aber ist er keinem Naturforscher zu größerem Danke verpflichtet als Rütimeyer. Von ihm bezog er (in heilsamer Berichtigung seiner Emerson-Lektüre) den fundamentalen Gedanken der Umbildung, der ihn seine Philosophie der Werte durchzuführen doch eigentlich erst ermächtigt hat.

3. Joh. Jak. Bachofen und der Mystizismus

Die Ausdrucksmittel, um für sein Wissen um das Leben eine haltbare Form aufzutreiben, suchte er in seinem Berufsfache, aber nicht auf den schulmäßigen Pfaden. Die zur breiten Heerstraße ausgetretene klassizistische Auffassung des Griechentums ließ er links liegen und folgte den schwerer zu erstöbernden Spuren, die ihn ins Dickicht der Romantik führten. Das Jugendwerk „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" stellt eine Summe umfassenden Fleißes dar. Er hat auf dieses Buch hin sich eingelesen in die entsprechenden Studien von Friedrich Schlegel, von Wilhelm Schlegel und Anselm Feuerbach, von Friedrich Creuzer, von Otfried Müller und Friedrich Welcker. Den Abschluß dieser durchaus romantisch gefärb-

ten Reihe von Pfadfindern bildet das hochgelehrte mythologische Werk des Basler Patriziers, Mäzens und Privatgelehrten Professor Joh. Jak. Bachofen über das Mutterrecht, verbunden mit dessen früherem Werk über Gräbersymbolik, das Nietzsche im Sommer 1871 las. Durch Bachofen wurde Nietzsche in seiner bereits erworbenen Auffassung des griechischen Pessimismus bestärkt. Er erfährt von ihm des weiteren, daß der Totengott Dionysos, der auf seine Weise aber auch ein Lebensgott war, nicht nur über einen Kult, sondern über eine ganze Kultur verfügte. Er war recht eigentlich der erdgebundene, irdisch-unterirdische Gott im Gegensatz zu dem Lichtgott Apollon. Bachofens wissenschaftliches Teil ruht auf dieser Entdeckung einer dumpfen, durch die Begriffe Nacht und Weib und Links bedingten chthonisch-tellurischen Kultur als einem einst gewesenen urgeschichtlichen Zustande im Unterschiede zur solaren, durch die Herrschaft des Tages, des Mannes und der rechten Hand erlangten Lebensperiode, aus der die seitherige Kultur unserer Weltgeschichte hervorging. Bei Bachofen war das verbunden mit einer wundervoll innigen Einfühlung in die größere Lebensnähe der weiblichen Natur. Er hat mit seinem Gemälde der antiken Mütterlichkeit aus größter Ehrfurcht und Pietät ein unendliches Grabgefilde freigelegt. In der ersten Ergriffenheit des Entdeckers sind ihm im Hinblick auf den hier begrabenen heidnischen Eros Auferstehungsahnungen erwacht. Aber er hat dann für seine eigene Person das Vergangene tot sein lassen, verbot sich eine andere Auffassung, als die des strengen wissenschaftlichen Abstandes und ging völlig der

Versuchung aus dem Wege, der sich umgekehrt Nietzsche mit Inbrunst entgegenwarf: diese antiken Spuren zur verdichteten Wegleitung für eine gegenwärtige Lebenslehre zu verwenden, hauptsächlich um ihrer Bildfähigkeit und ihres seelischen Gehaltes willen. Bachofen hat sich bewußt auf die christlichen Glaubensgründe zurückgezogen und schaudernd in der Folge wahrnehmen müssen, welch einen Aufruhr der junge Freund, auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte, mit seinem ungleichen göttlichen Bruderpaar Apollo und Dionysos zu entfachen sich unterfing. Von der Geburt der Tragödie war Bachofen noch aufrichtig entzückt, aber wie eine Tempelschändung mutete ihn eine Wiederbelebung verklungener mythischer Schönheiten und Wahrheiten an, die sich zum gefährlichen Nebenbuhler des Christentums auszuwachsen drohte. Doch konnte er nicht rückgängig machen, daß damit bei Nietzsche ein mythologischer Mystizismus wirksam wurde, dessen Urheber er selber war.

Mit den drei Namen berühmter schweizerischer Forscher haben wir das Wesentliche von Nietzsches erster Basler Zeit auf das kürzeste umrissen. Machen wir uns klar, was eine solche gleichzeitige innere Auseinandersetzung eines nicht dreißigjährigen, mit Amtspflichten und schwacher Gesundheit behafteten Professors gegen gleich drei ausgereifte Autoritäten auf je einem Sondergebiete bei Licht bedeutet: doch wahrlich nichts Geringeres als den Nachweis nicht etwa bloßer Frühreife, sondern einer geradezu elementaren, ungeheuerlichen Genialität. Wobei noch zu bedenken ist, daß es sich ja nicht etwa um eine polemische Stellungnahme zu den betreffenden erleuchteten Geistern handelte. Denn

nebenbei hat sich ja Nietzsche seine hitzigen Federfehden überdies geleistet — gegen David Friedrich Strauß und die erbosten philologischen Fachgenossen. Zu den drei genannten Berühmtheiten, die mit ihm durch das Band derselben Alma Mater kollegial verbunden waren, sah er mit der schuldigen Bewunderung empor. Der Gegensatz, in den er gegen sie geriet, wuchs innerlich, unterhalb der Bewußtseinsschwelle. Man möchte sagen, Nietzsche hat damals mit verbundenen Augen eine dreifache Simultanpartie gespielt gegen erste Weltanschauungsmeister, von denen jeder vor seinem eigenen Schachbrett saß. Es war ein langes Ringen, und erst heute läßt sich mit einiger Sicherheit von der Entscheidung reden. Wie uns scheint, siegte Nietzsche zweimal und unterlag auch das drittemal nicht. Burckhardt und seinem Historismus, Rütimeyer und seinem Biologismus hält er heute stand, während seine Stellung zu Bachofen als unentschieden — als eigentliche Partie remise — bezeichnet werden muß. Wir werden noch sehen, — später, in der Silser Zeit — daß er seinerseits „die Mutter nicht gefunden hat" und damit dem Basler Matriarchen die Überlegenheit nicht völlig streitig zu machen vermochte.

II. Die Tage von Tribschen

Aus der urzeitlichen Landschaft, in der Nietzsche damals lebte, sollte sich aber dann ein Fleck auf ein holdes Stück Schweizererde senken. In der letzten Zeit seines Lebens treten entscheidende Erinnerungen in mythischen Umrissen vor ihn hin. Da spricht er denn auch von

einem Dreierverhältnis zwischen Dionysos, Theseus und Ariadne auf der glückseligen Insel Naxos. („Und dabei spielte er auf Ariadne an, die zugegen war," heißt es plötzlich am Schluß von „Jenseits von Gut und Böse".) Diese Insel Naxos hat für Nietzsche wirklich gelebt. Sie hat ihm als fester Boden seiner Füße einen kurzen, aber unvergeßlichen Aufenthalt geboten. Vor Luzern, unter der mächtigen Kulisse des Pilatus, rückt eine stille, lauschige Landzunge mit einem kleinen Fischerweiler in den uralten See hinaus — und ein weißes Landhaus leuchtet unter dunklen Bäumen.

Dort hatte der Töner und Dichter Richard Wagner, bald sechzig Jahre alt, zusammen mit der neuen, letzten Gefährtin seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Diese noch junge Frau wurde für Nietzsche so wichtig wie der große Mann und Geist, dem sie sich hingab. Das war Cosima von Bülow, die überschlanke, beinahe hagere Tochter Franz Liszts. Ihr Bild hat ihn durch sein ganzes Schaffen hindurch begleitet — auf der Schwelle des Wahnsinns hat er sich noch einmal nach ihr umgewendet und verzückt ausgerufen: „Ariadne, ich liebe dich!" Und gar der Zuruf, als blitzerhellt Dionysos in smaragdener Schönheit sichtbar wird:

Sei klug, Ariadne —
Du hast kleine Ohren, du hast meine Ohren:
Steck' ein kluges Wort hinein! —
Muß man sich nicht erst hassen, wenn man sich lieben soll?
Ich bin dein Labyrinth!

Mit diesen Worten wird, um hier die Sprache der Psychoanalyse zu reden, die gewaltige Verdrängung entbunden, die Nietzsche albartig quälte — in seinem

Weltsystem ist gespenstisch eine Erfahrung vom Weibe umgegangen, die zurückführt auf jenen Anblick, der ihn eben in Tribschen blendete und fesselte: das große Weib in seinem echten und freien Gegenspiel zum großen Manne. „Frau Cosima Wagner ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennen gelernt habe; aber ich rechne es ihr an, daß sie Wagner verdorben hat. Wie das gekommen ist? Er ‚verdiente' ein solches Weib nicht, zum Dank dafür verfiel er ihr." So gestand er sich im Jahre 1887 ein. Vier Jahre früher schrieb er ihr einen Tag nach Wagners Tode: „Sie haben einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht... Wenige wollen so etwas: und von den wenigen — wer kann es so wie Sie! So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenngleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen gibt." Und abermals sieben Jahre zurück, da sah er sie zum letztenmal von Angesicht, an Wagners Seite, zu Sorrent, in einer flüchtigen, freundschaftlich-verlegenen Begegnung, die jene Jahre der Begeisterung abschloß. Wenn gar nicht überschätzt werden kann, in welchem Maße damals in den Tagen von Tribschen das Bild Cosimas in ihn eindrang, durch alle Poren der Haut weit mehr als durch das bewußtseinvermittelnde Licht der Augen, so kann auch nicht entschieden genug das Unbewußte dieses Vorgangs für Nietzsches Seele hervorgehoben werden. Unterhalb jeder Ahnung, in der geheimsten Tieflage des Erlebens, zündete da im jungen Denker der Funke der Leidenschaft. Gewiß nicht in irgendwelchem Banne sinnlicher Regung für die Gattin des Gastfreundes. Dafür im glasklaren Entzücken der

Erkenntnis, welches Weib aller Weiber er da vor sich sah. Mit allem Nachdruck spricht der französische Nietzschebiograph Charles Andler von der Tribschener Idylle als „einem der großen Romane platonischer Liebe im neunzehnten Jahrhundert". Nietzsches Schwester selbst muß einräumen, in Bayreuther Kreisen sei früh Ariadne ein Beiname für Frau Wagner geworden. „Von dieser Zeit an nannten wir im geheimen Cosima vielfach Ariadne. Merkwürdigerweise kehren in meines Bruders Entwürfen zu seinen ‚Gesprächen auf Naxos' (1885), die drei Personen Dionysos, Theseus und Ariadne wieder und bedienen sich derselben Worte, die in Wirklichkeit von Cosima, Wagner und Bülow in den Jahren 1871 und 72 gesagt worden sind." Dies als äußere Stütze der Annahme, wobei also im Dreieck Bülow verschwand und Nietzsche auftauchte. Und dann Nietzsches eigene, ganz nach innen gekehrte Frage vom November 1888: „Wer weiß außer mir, was Ariadne ist? Von allen solchen Rätseln hat niemand bis jetzt die Lösung: ich zweifle, daß je jemand auch hier nur Rätsel sah." Dies als innere Stütze.

Aber was die beiden Männer betrifft, so haben die Rollen gewechselt — später, in der Vision, ist Wagner Theseus geworden und Nietzsche seiner ganzen Stimmung der Ecce-Homo-Wochen gemäß an die Stelle des Dionysos getreten. In Tribschen aber stand Wagner vor ihm als die Verkörperung einer dionysischen Kultur. Er selbst fühlte sich als Herold — als wagemutiger Held der Tat, als Erzieher der Deutschen zum Werke Wagners, ja recht sehr als ein Theseus dionysischer Musik. Er wollte Hand anlegen, zufassen, Re-

formator sein. Doch muß gesagt werden, so rein nur als jugendlicher Lehensträger und todestreu hingegebener Vasall ist Nietzsche nicht für Wagner ins Feld gezogen. Nach der Gefühlsseite hin war freilich seine Anhängerschaft unbedingt. Die ihm gewährte Freundschaft, die das Ehepaar Wagner ihm gewiß von Anfang an mit Erwartungen und Hoffnungen auf einen tüchtigen Mitgänger entgegentrug, versetzte ihn in Rausch und Taumel. Aber wenn etwas uns mit beweisen hilft, Nietzsche sei zum Denker und nicht zum Dichter berufen gewesen, so die frühen Regungen von Zweifeln und Vorbehalten, die ohne das bei einem geborenen Enthusiasten in einem solchen überschwenglichen Seelenzustand nie und nimmer hätten zu Worte kommen können. Nietzsche aber durchquert zunächst einmal mit seiner eigenen Theorie von der griechischen Tragödie — als einem Niedergangsgebilde, weil es einfach die Profanation der Mysterien sei — die Ziele Wagners, dessen angestrebte Reform der Oper mit einem ausgesprochen apollinischen Optimismus sich das alte griechische Drama zum Vorbild nahm. Der Meister merkte zwar gleich, wo die tiefere Fühlung war und lenkte ein — seine Schrift „Über Schauspieler und Sänger" (1872), ja schon sein „Beethoven" (1870) machen sich die Ansichten des Jüngers zunutze, ohne es freilich öffentlich einzugestehen, was Nietzsche etwas verdroß. Doch wehrte er dem Künstler, dessen Kunst ihm göttlich erschien, nicht, sich bei ihm philosophisch-theoretisch zu bedienen. Er hat beim Tode Richard Wagners von jener Zeit gesagt: „Damals liebten wir uns und hofften alles füreinander — es war wirklich eine tiefe Liebe ohne

Nebengedanken.“ Darum kam er auch darüber hinweg, als er den Gedanken einer dionysischen Weltauffassung, den er zu seinem eigenen Gebrauche aufzeichnete, in Wagners Beethoven wiederfand, nachdem er den Aufsatz in Tribschen vorgelesen hatte.

Er machte auch Wagner darauf aufmerksam, daß er mit der Übernahme solcher Ansichten seinen Fuß auf neuen Boden gesetzt habe und das Dionysische Bekenntnis nicht unter der Flagge Schopenhauers dürfe segeln lassen, wozu Wagner tatsächlich die Unbefangenheit besessen hatte. Aber nur einseitig den Hinweis auf Wagners Beethoven zu Nietzsches Gunsten zu buchen, geht auch nicht an. Sein Benehmen grenzte an Undankbarkeit, denn er überhob sich, in Wagners Werk nur eben die selbstverständliche Verwirklichung seiner Theorien zu erkennen. Schließlich war es eine Freundlichkeit des Abgotts, die Gedanken des Verehrers in sein geistiges Eigentum übergehen, sich von dem viel Jüngeren, einem Werdenden, offenbar haben anregen zu lassen. Was freilich die Tatsache nicht aus der Welt schaffte, daß Wagner sich von Nietzsche einblasen ließ: Nietzsches Lehre einverleibe sich Wagners Werk! Insofern stand der Jüngling ebenbürtig neben dem Alternden.

Und es sollte auch einmal dahin kommen, daß der junge Professor den Meister schulmeisterte. Auf Schweizerboden kommt freilich nur der Anstoß zu der peinlichen Szene zu liegen. Nietzsche hat im Basler Münster ein Chorwerk von Wagners Nebenbuhler Brahms gehört und war davon hingerissen. Die zweifellos aufdringliche Art, wie er dann in Bayreuth sich des Ein-

drucks gegen Wagner entledigte, darf als der erste Anstoß zu dem bevorstehenden Bruch betrachtet werden.

Darob geschieht dem stillen Glanze von Tribschen keinerlei Eintrag. Er leuchtet unvergänglich aus Nietzsches junger Zeit in sein Leben und seinen Ruhm. Mit einer ganz bestimmten, nicht zu verwechselnden Bedeutung. Seine Erlebnisfähigkeit wurde geweckt, genährt, gesteigert. Neben diesem unvergleichlichen Geschenk verblaßt alles, was ihm die Schweizererde bot. Wobei eben im Auge zu behalten ist, was für Nietzsche, den Entdecker des Erlebens, die Bereicherung und Stärkung seiner Erlebniskraft wert sein mußte. Mit Wehmut, ja mit Verzweiflung, freilich ohne Reue und im Bewußtsein der einstigen Verblendung hat er voll Dank sich immer wieder der Tage von Tribschen erinnert. Es war das erste farbige, sinnenfällige Bild, das sich in den Ablauf seines Lebens einschob und erst von den Engadiner und Genueser Zeiten an in andern Bildern Fortsetzer fand. Und die grundsätzliche Abkehr von Wagners Kunst und Frömmigkeit raubte ihm nicht die rückblickende Freude an der mythischen Walkürenlandschaft des Luzerner Sees mit seinem blaugrünen Wasserspiegel und den violetten Wolken über den Bergzügen. Und da mochten denn auch in ihm die herrlichen Des-Dur-Motive wieder anklingen — jene Dreitaktschönheiten, die er mitten in der wildesten Abrechnung des „Falles Wagner" in Ehren hielt.

III. Die Basler Kultur

Ernüchtert kehrte er aus den seligen Gefilden von Naxos-Tribschen an sein graues Tagewerk zurück. Es war nicht das erste beste, und die Stätte, wo er es auszuüben hatte, war es ebensowenig. Nietzsche ist nicht ohne Verständnis und Dankbarkeit dafür gewesen, was an und für sich die Stadt Basel darstellt. Mit ihrem humanistischen Erbe, ihren guten Konzerten, ihrer lieblichen Landschaft, in die sie mit ihren roten zierlichen Münstertürmen eingebettet ist, und ihrer lebhaften Verkehrslage auch in allen geistigen Dingen. Jedoch fanden nicht nur aus äußeren Ursachen seine Basler Tage ihr Ende. Sie waren gezählt infolge des Klimas, auch des gesellschaftlichen. Die dicke Luft, die er auf die Dauer nicht ertrug, lag nicht allein in der Atmosphäre.

Dennoch ist Basel in gewissem Sinne seine Stadt gewesen. Um des Anteils willen, den sie ihm nicht gänzlich schuldig blieb. Was wußten die drei andern Nietzschestädte jenseits der Alpen — was wußte Genua, Venedig, Turin, wer Nietzsche war. In Basel wußte man es von dem Tage, da er es betrat, und hat es bis zur Stunde nicht völlig vergessen. So ist er denn auch nicht von uns gegangen, ohne uns in mehr als einer Beziehung die Ehre des Beispiels haben angedeihen lassen. Ich meine, Basel als Gesamtheit und als Sitz von Sitten, Gepflogenheiten, Arten und Unarten. Er hätte in seiner Moralkritik nicht so lobend vom „langen Zwange" reden können, ohne derart durchgehende hundertjährige Verhältnisse, in die er gesellschaftlich und

beruflich hineingeriet. Sogar einige seiner zu Schlag-
wörtern gediehenen Prägungen, wie das Pathos der Di-
stanz, mag er von dem damals noch ausgeprägten
Standesbewußtsein der eingesessenen Oberschicht abge-
lesen haben. Gewiß springt es anderswo noch schär-
fer hervor — im preußischen Adel und den geschicht-
lichen Spuren der Renaissance. Aber dort hätte er es
nur als Beobachter abgelesen, während er es hier auch
bei aller republikanisch bürgerlichen Erweichung eben
innenseitig miterlebte.

Auch seine religiösen und politischen Einstellungen,
wiewohl beide ihm von vornherein durch seine Philoso-
phie vermittelt, konnten sich an den gut umrissenen
konkreten Beispielen schulen. Der Liberalismus und der
Pietismus waren im Basel der Siebziger Jahre blü-
hend zu pflücken. Er durchschaute jenen und drückte bei
diesem ein Auge zu. Ja mit seiner ersten Unzeitge-
mäßen trug er sogar einen Spieß in den Streit und hat
damit zwei treffliche Schweizer Geister vor den Kopf
gestoßen, mit denen er später noch ein gutes Einver-
nehmen erstrebte. Gottfried Keller griff nach der gro-
ßen Kelle, als er den jungen Nietzsche mit dem Urteil
bewarf: „Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche
gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe
es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen
Schimpfstiles ohne alle positiven Leistungen und Oa-
sen... Mit der Straußbroschüre will er ohne Zwei-
fel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen,
da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und
langsam ist. Es dürfte also zu erwägen sein, ob man
einem Spekulierburschen dieser Art nicht noch einen

Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt ... Ich halte den Mann für einen Erz- und Kardinalphilister, denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist." Auch Carl Spitteler, Nietzsches um ein halbes Jahr jüngerer Altersgenosse, hat sich an der Ersten Unzeitgemäßen — und er nun wohl so ziemlich für das ganze Leben — den Verleider gelesen. Er führt sein späteres Widerstreben, mit Nietzsches Schriften sich eingehender bekannt zu machen, auf den abstoßenden Eindruck zurück, den er von der durch Nietzsches Abschlachtung eines freichristlichen Führers genährten Schadenfreude der rückständig verbohrten Rechtgläubigkeit empfing. Auf die Häupter beider etwas vorschnell verstimmter Schweizer Dichter hat Nietzsche dann durch sein nachträgliches Verhalten gegen sie glühende Kohlen gesammelt. Aber nicht etwa so, daß er sich geändert hätte, vielmehr waren jene inzwischen von einer starren Vertretung liberaler Ideen abgerückt und hatten ihrerseits — Keller mit dem auftauchenden Salanderplane und schon vorher mit dem Pfarrer im Verlorenen Lachen, Spitteler mit seinen mythischen Dichtungen — das Feld von Nietzsches erklärter Gegnerschaft verlassen. Die Fanfare gegen Strauß ertönt genau in der Richtung seiner späteren antiliberalen Überzeugungen. Mit einer Folgerichtigkeit, bei der die ihm leichthin nachgesagten Widersprüche Mühe hätten noch irgendwie unterzukommen, ist sein späteres Verhalten gegen Staat und Volk und politische Freiheit nur eine Bestätigung jener erstmaligen schrillen Ab-

sage gewesen. Jeder neue Axtschlag fuhr in dieselbe Kerbe.

Wenn der grimme Spötter über den Liberalismus und besonders auch den kirchlichen lange Zeit milde und nachsichtig gegen dessen Gegenteil, die pietistische und konservative Gesinnung des alten Basels verfuhr, ja gerade eben ob der baslerischen Sonderform dieser Gesinnung länger Geduld übte als es wahrscheinlich sonst der Fall gewesen wäre, so ist daran nicht irgendeine Liebedienerei und Gefallsucht gegen Verhältnisse Schuld, in die er nun eben eingetreten und auf die er angewiesen war. Nietzsche hatte ein vorgefaßtes Mißtrauen dagegen, daß man ein Haus besaß und nach fünf Jahren wieder auszog. Die Treue gegen den Irrtum, in dem man seine persönliche Lebensform schicksalsmäßig gefunden hat, war für ihn eine Untereigenschaft seiner Kardinaltugend, wie er sie faßte und die man an ihm so sehr verkannt und mißdeutet hat: der Vornehmheit. Er fand es richtig, weil es unzeitgemäß war, daß wer fromm war, fromm blieb und nicht einfach der Aufklärung in die Arme lief, um modern zu sein. Es kommt aber als sehr wesentlich noch hinzu, daß er überhaupt diesen Fußfall der Religion vor der Politik, wie er in dem Schweizer Freien- oder Reformchristentum unter seinen Augen vor sich ging, verwarf. Für Nietzsche hat, rein grundsätzlich, eine Kirche stets mehr bedeutet als ein Staat. Laut seinem Maßstabe der Kultur war sie von vornherein die höhere, menschenwürdigere Anstalt. Er machte daher auf ernste und eifrige Christen, die zugleich aufrechte und selbständige Männer waren, den quälenden Eindruck, als läge

es am Christentum, das sie bekannten, daß ein so inbrünstiger Charakter wie dieser junge Gelehrte, sich von dem Glauben seiner Väter abwende. Er erlebte zwei merkwürdige Fälle dieser Art in Basel. Einmal gestand der alte Strafgerichtspräsident Thurneysen, einer der besten Basler Bürger jener Zeit, Nietzsche sei ihm stets erschienen als wäre er unmittelbar aus Gottes Hand hervorgegangen, und ein dumpferer, aber ebenso unbedingter Geist wie Herr Adolf Vischer-Sarasin, ein völlig in christlichen Liebeswerken aufgehender, goldlauterer Glaubensaristokrat, ersah Nietzsche zum Gegenstand eines wohlgemeinten Bekehrungsplanes, von dem er dann natürlich unverrichteter Sache abstehen mußte. Solche Erlebnisse mögen das ihre dazu beigetragen haben, daß der vorbestimmte Bekämpfer des Christentums gerade dessen dichteste, älteste Erscheinungsweise zuletzt antastete, ihr gewissermaßen die längste Schonzeit gewährte, die erst in einer von ihm nicht selbst mehr veröffentlichten Nachlaßschrift ihr völliges Ende fand: im Antichrist!

Man mag indessen hier nicht ohne jedes Recht bei Nietzsche eine vorgefaßte Meinung voraussetzen, eines jener gerade von ihm unerbittlich bloßgestellten Nachgefühle gegen angeborene eigene Schäden. Das Erbteil des in ihm aufgesammelten Theologenblutes von vielen Geschlechtern väterlicher- und mütterlicherseits hat schließlich seinen Zoll eingefordert, als er sich gänzlich im Hasse des Christentums verlor und sich unter Drangabe der letzten Herrschaft über sich selbst vor Vernichtungswut nicht mehr kannte. In Basel ist er von diesem Äußersten noch weit entfernt schon um der

innern Bande willen, die sich gerade um seinen Unglauben schlangen: die Ernsten richteten, wie wir sahen, nicht, sondern schlugen an ihre Brust und erklärten es als einen Vorwurf gegen das von ihnen vertretene Bekenntnis, daß ein so aufrichtiger und durchglühter Mensch wie Nietzsche kein froher Christ sein könne. Auch in der andern Verwandtschaft Nietzsches mit dem altbaslerischen Geiste, seiner Vorliebe für eine konservative Lebenshaltung, mag die Umgebung natürlich und beschwichtigend auf seine Neigung eingewirkt haben, seiner vornehmen Gesinnung gemäß auch äußerlich aufzutreten und sich namentlich auch entsprechend zu kleiden. So pflegte er denn sein Haupt mit einem grauen Zylinder zu bedecken, trug sich auch sonst gewählt und barg sein Manuskript in einer feinen Hülle roten Leders, um es daraus zur Vorlesung aufs Pult zu legen. Jedenfalls sieht man, wenn auch von etwas anderm als einer flüchtigen Begegnung nicht die Rede sein konnte, Nietzsches Entwicklung hat sich mit dem Kern der angestammten Basler Stadtkultur wirklich und elementar berührt. Sonst ließe sich ja auch die persönliche Anhänglichkeit, die sich ihm, trotz aller Betrübnis über seine „abscheulichen" Ansichten, in den Kreisen seiner ehemaligen Bekannten und Schüler erhalten hat, ebensowenig erklären als seine eigene redliche Hochachtung und Dankbarkeit für Basel, dessen Klima sowie dessen berechtigte Ansprüche auf seine amtliche Arbeitsleistung er für die Durchführung seines Werkes sehr hinderlich empfunden hat.

Vielleicht darf auch daran erinnert werden, daß Basel kein ungünstiges Feld war für Nietzsches Ausbildung

3*

zum großen und bahnbrechenden Schriftsteller, als der er heute vor der Welt dasteht. In Basel hat er den Schritt getan vom begabten philologischen Fachschriftsteller hinüber in das unbegrenzte Reich der freien Abbildung des Lebens durch das zu lesende Wort. In Basel, das, wie die schweizerische Kultur überhaupt, unter dem Banne des Bruderkampfes zwischen Mundart und Schriftsprache steht und dessen Mundart überdies in Hebel einen schriftlichen Klassiker gefunden hat, also daß der Gegensatz zum Hochdeutschen gleichsam durch ein uneinnehmbares Bollwerkchen gekrönt war — in Basel war eben doch durch den eingewanderten Preußen Wilhelm Wackernagel und dessen Nachfolger Moritz Heyne bereits ein ganzes Geschlecht zur liebevollen und ehrerbietigen Handhabung des geschriebnen Ausdrucks erzogen worden, und von Jakob Burckhardt lagen Geschichtsbilder in vorbildlichem Deutsch vor. Hinzu kommt noch ein weiteres. Dadurch, daß Nietzsche die Sonntage meistens auf Wagners Landsitz Tribschen verbrachte, kam er eigentlich um die Gelegenheit, Basel in seiner Eigenschaft als aufblühende Musikstadt näher zu würdigen. Dieser Aufschwung vollzog sich im Zeichen von Robert Schumann und Johannes Brahms — gänzlich ohne Spuren ist diese andere Seite deutscher Musikpflege an Nietzsches Ästhetik nicht vorübergegangen, wenn er auch damals öffentlich nur Wagners Kunst sah und gelten ließ. Es genüge festzustellen, daß Basel für den geborenen Rhythmiker nicht gerade ein dumpfes Holzpflaster war, sondern als ein wenn auch nur schwach vibrierender Resonanzboden mitschwang.

Es war ja auch, wie wir hervorhoben, nicht zur Dich-

terschaft, daß er sich zu erziehen hatte. Neben gelegentlichen Proben echter Lyrik in Prosa und Versen hat er doch namentlich der Denkmitteilung einen neuen deutschen Ausdruck geschaffen, der, eben in seiner Eigenschaft als Ausdruck, die Sprachkunst seines Vorbildes Schopenhauer weit überholt. Angeschaut auf die Innigkeit der Verschmelzung zwischen gefundenem Ausdruck und dem auszudrückenden Gedanken und auf den kürzesten Weg, auf dem die nach außen drängende Empfindung des erwählten Wortes habhaft wird, sucht Nietzsche seinesgleichen. An seinem Beispiele konnte sich dann im Verlaufe des letzten Menschenalters die großartige Schulung der deutschen Prosa vollziehen, durch die unsere Muttersprache an Spannkraft und Mitteilungsvermögen den älteren, durchgebildeteren europäischen Kultursprachen nicht mehr nachsteht, ohne doch an der ihr angeborenen Fähigkeit des Wohlklangs etwas einzubüßen. Eindringlich und doch nicht lehrhaft, leidenschaftlich schwingend und doch nicht schönrednerisch, ist Nietzsches Deutsch sowohl beschwert als beflügelt vom unmittelbaren Erleben. Ja es schwillt diese Unmittelbarkeit manchmal so stark an, daß in dem von ihr geschlagenen Wellengang seine Sprache wie ein notwendiges Atmen anmutet. Auch durchmißt Nietzsche tauchend und steigend einen auffallenden Tiefenunterschied in vollkommener Freiheit: manchmal, besonders in der Satire, hält er sich an der glitzernden Oberfläche — mit den Schwanzschlägen der Forelle schnellt sein Witz übermütig über den Spiegel hin —, gewollt geistreich, irgendeinen spitzen Einfall ins Wortspiel wickelnd, wobei er in selteneren Fällen sogar zum eigent-

lichen Kalauer entgleist. Und dann wieder die Senkung ins Einfarbige, Dunkle, Elementare, bis der Klang unter dem klafterschweren Gefühlsdrucke zu einer satten, samtenen Fülle gedeiht. Zu dieser unübertroffenen, schöpferischen Beherrschung des Deutschen legte der junge Sprachlehrer an Gymnasium und Universität bei uns in sich selbst den Grund. Mit Stolz darf die Schweiz sich dessen bewußt bleiben, daß in ihrer alten Grenzstadt am Rheinknie neue Wesenskräfte deutscher Sprache bebrütet worden sind, wie seit Goethe, ja seit Luther nie.

Aber auch eine andere beispiellose Fähigkeit Nietzsches hat in jenen ersten Basler Amtsjahren ihren Anfang genommen. Wir meinen die Art und Weise seiner geistigen Arbeit an und für sich. Vor allem ihre Stetigkeit — das ruhig Pflichtmäßige in ihr, der Ablauf seiner Aufzeichnungen, Seite um Seite und Heft um Heft, und deren Rundung zu einem Bande im Durchschnitt jedes Jahr. Wer einseitig auf das Sprunghafte seiner Gedankengebung hinweist, auf manchen Hiatus und klaffende Schroffheiten seiner Entwicklung, auf die Reibung und Gewaltsamkeiten und deren Außenseite, den abgerissenen Schaumflocken des Aphorismus, der unterschlägt die alle diese Unruhe ausgleichende sichere Gleitung seines fortlaufenden Schaffens, die sich in der ungestörten Beständigkeit seines Sprachbildes bekräftigt: Nietzsches Prosa zeugt laut für seine ungebrochene Treue gegen sich selbst. An seinem Stile bleibt sich der Tonfall von Anfang bis zu Ende gleich, und darin spiegelt sich die innere Gleichartigkeit seines Wesens. Mehr noch als in der Sprache Goethes wird in der Sprache Nietzsches „Ton gehalten“, wenn man so

sagen soll. Es findet kein Ausfall an Klangwert statt — darüber darf uns kein noch so stürmischer Wellengang hinwegtäuschen:

> Dem Fleißigen neid' ich seinen Fleiß:
> Goldhell und gleich fließt ihm der Tag herauf,
> Goldhell und gleich zurück,
> Hinab ins dunkle Meer, —
> Und um sein Lager fließt
> Vergessen, gliederlösendes...
> Fünfmal warf ich die Angel über mich.
> Fünfmal zog ich keinen Fisch herauf.
> Ich fragte — keine Antwort lief mir ins Netz.
> Ich horchte mit dem Ohr meiner Liebe.

In solchen Geständnissen haben wir Nietzsche an der Arbeit, wie er in den lottiefen Sod seiner Schauungen hinunterlauscht und geduldig Eimer um Eimer heraufhaspelnd die zehn- und zwanzigtausend Blätter seiner Hefte füllt, um aus ihnen dann seine Bücher zusammenzustellen. Wohl war jener Karl Gutzkow kein tiefer Geist, der den Spruch tat: Das Genie ist der Fleiß. Der Schlüssel zu Nietzsches Genialität liegt da: Fleiß und Genie — Nietzsche selber weiß es nicht anders.

Auch hierfür war ihm die nüchterne, erwerbstüchtige Schweizerstadt eine günstige Umgebung. In ihr wurde gut und fleißig gearbeitet. Die Gründerseuche der Großstädte befiel sie damals nur leicht. Aber etwas anderes enttäuschte ihn an Basel nicht allein, sondern an der gesamten Gemeinschaft des gleichen Rechts und der gleichen Wahl: die geringe Schwungkraft, sich über Pflicht und Arbeit zu erheben. Von den schweize-

rischen Festen, die gelegentlich in seine Einsamkeit hineinrauschten, ergriff ihn keines. Er empfand sie als seicht, sie stießen ihn ab. So seufzt er einmal über den Trubel, mit dem das eidgenössische Sängerfest die Stadt erfülle. Aber auch bei dem gewählteren Aufwand gesellschaftlicher Festlichkeit erging es ihm nicht besser. Wenn z. B. der reiche Herr Professor Bachofen einen Ball gab, so mochte Nietzsche unwillkürlich vergleichen zwischen dem Einblick, den ein solcher Mann mit ihm zusammen als Erste in den Rausch und Taumel des mythischen Altertums getan hatten, und dem Flittertand eleganter Herkömmlichkeit im modernen Lebensbrauche. Die Basler Fastnacht und namentlich ihren nächtlichen Korybantenzug mit Trommeln, Laternen und Stockleuchtern scheint er keines Blickes oder Wortes gewürdigt zu haben. Und doch waren das letzte Reste heidnischer Wildheit, was da noch durch das mechanisierte Treiben der hochgelobten Zivilisation durch zwei Morgen des Vorfrühlings spukt. Die Tollheiten des von ihm sowieso mit Mißtrauen gewürdigten Volkes waren ihm zu gemein und zu zahm, um sie als tiergöttliches Aufleben der Urleibseele würdigen zu können. Vermutlich wären in Europa nur München und Paris, allenfalls noch Wien Städte gewesen, wo Nietzsche die Ausgelassenheit des Faschings einigermaßen elementar angemutet hätten. Aber auch das ist zweifelhaft. Die große Rauschwoge, wie sie ihm noch intuitiv erschaubar wurde, erfaßte schon längst nicht mehr die Tatsächlichkeit des Zeitalters, und ein gutes Teil von seinen späteren Übermenschphantasien und Renaissance-Idealen entpuppt sich als die nachgewobenen Lückenbüßer in die

Mottenlöcher, die das Entartungselend der durchschauten und verachteten „Jetztzeit" in die Überbleibsel unseres Instinktlebens fraß.

Das übertrug sich schließlich auf alle Einrichtungen unserer Kultur, nicht zuletzt die Ehe, deren Verwirklichung durch ihn selbst ihn das eine oder andere Mal, aber immer flüchtig genug beschäftigt haben mag — stets mit dem Beschluß: Geheiratet wird nicht. Es war das für ihn keine philisterhaft errechnete Angelegenheit des Auskommens und Herdgründens, und während einer Sommerfrische soll er sogar Hals über Kopf einer jungen Dame, die er kaum kannte und die schon gebunden war, einen Heiratsantrag gemacht haben. Im Ganzen wird man sagen dürfen: es war nicht zu vermeiden, daß aus ihm der spätere Einsiedler wurde, der nicht wußte wo sein Haupt niederlegen und vielumtrieben froh war, mit der Zeit einige Orte auszukundschaften, an die er wieder zurückkehrte, weil sie ihm noch einen erträglichen Aufenthalt boten. Äußere oder persönliche Umstände, wie Ekel vor dem Pöbel oder Krankheit, gaben dabei nicht eigentlich den Ausschlag. Nietzsche war in den Besitz eines so ausgesprochenen, untrüglichen Lebensgefühles gelangt, daß es überhaupt keine Befriedigung finden konnte und daß er wirklich und nicht etwa eingebildet sich in einer romantischen Verfassung befand. Ringsum, wo er hinsah, stieß er auf Zustände und Gesinnungen, die seinen Lebensanforderungen nicht entsprachen. Alles, was in Betracht kam, war erlebnisschwach. Man merke sich das Wort, denn es trifft die Sache: erlebnisschwach. Freisinn, Demokratie, Familie, Ehe — an sich waren das noch keine

Bezeichnungen, über die sich vielleicht mit Nietzsche nicht wohl hätte reden lassen. Nietzsche war kein Doktrinär. Seine Vorurteile waren seelisch begründet. Er wußte, daß alle diese hochgepriesenen Dinge heutzutage als Lebensformen unmöglich waren — nicht an und für sich und vornherein ungenügend vielleicht, aber nun eben, wie die Dinge lagen, nicht mehr fähig, wirkliches Pathos in sich aufzunehmen, demnach ungeeignet zum Träger wahren, unmittelbaren, bilderfüllten, enttheoretisierten Lebens. Unzeitgemäß, weil lebendig — so hätte seine Formel lauten können.

Und das führt uns nun eben auf seine denkerischen Errungenschaften, deren Kern schon in den ersten Basler Jahren völlig reif und rund in ihm lag. Was für eine Bewandtnis hatte es denn mit diesem seinem stolzen, herrischen, unerbittlichen Lebensgefühl, das alle Größen und Ruhmestitel der „zeitgemäßen" Kultur von sich wies? Noch einmal bietet sich der Vergleich mit den Stillfrommen an — ihnen schimmerte über den Kirchtürmen der Stadt ein himmlisches Jerusalem — dem jungen Griechenkenner aber über der Basler Kultur die dionysische!

IV. Die dionysische Kultur

Betrachten wir Nietzsches Kulturanschauung, wie sie sich in Basel geformt hat, um dann in der Folge ihn selber zu formen, so kann vollkommen kühl erkannt werden, daß einmal der Name „Dionysos" als Bezeichnung des Denkinhaltes und sodann dieser Denkinhalt

selbst alles andere sind als halbfertige Willensanwandlungen mit unerreichten Zielen. Vielmehr liegt hier ein philosophischer Griff und Fund vor von einem Wagemut und einer Treffsicherheit ohnegleichen. Dieses beides wollen wir nun deutlich darlegen: der scheinbar ausweichende und abschweifende Name deckt restlos die von ihm bezeichnete Meinung — und Nietzsches philosophischer Standpunkt sitzt vollkommen im Mittelpunkt einer erschöpfenden Welt- und Menschheitslehre. Der Name trifft zu, und der Inhalt ist schlechthin wesentlich wie keine andere uns heute zugängliche Weisheit.

1. Die Bezeichnung Dionysos. Ihre sinnbildliche Bedeutung

Wir haben bereits dreierlei beobachtet: Nietzsche macht sich frei vom Historismus, den ihm großartig Jakob Burckhardt verkörpert — er macht sich ferner ebenso frei vom Biologismus, der ihm, ähnliche Bewunderung einflößend, an Ludwig Rütimeyer entgegentritt, und er knüpft, verlockt durch die romantische Altertumsforschung Bachofens, eine vorläufige Beziehung an zu einem wissenschaftlichen Mystizismus in dem Sinne, daß erworbene Erkenntnisse, die nur intuitiv und nicht logisch Erfaßbares belegen, mit Symbolen zu bezeichnen sind. Er eröffnet damit eine Methode von unabsehbarer Tragweite: er spürt, es gibt wesentliche Ergründungen der Gelehrsamkeit, für die eine begriffliche Fassung eine entstellende, schlechthin unwissenschaftliche Angabe wäre. Ein Symbol kann wissenschaftlicher sein als ein Begriff: — diese verblüffende

Entdeckung liegt der scheinbar beinahe dilettantischen Namengebung „Dionysos" zugrunde. Nicht aus Verlegenheit, sondern aus schärfster Witterung heraus ist sie erfolgt.

Auch bedarf es keines großen Kopfzerbrechens, wenn die Ursache aufgezeigt werden soll, die zur Prägung des Dionysischen führte. Mit dem Historismus und dem Biologismus wird Nietzsches Besitz verneinend abgegrenzt — er vertritt keine Weltanschauung, die, sei es aus der Geschichte, sei es aus der Naturwissenschaft durch ein Überdampfungsverfahren gewonnen werden kann. Durch die Berührung mit der romantischen Methode des Mystizismus bleibt die Grenze fließend und besagt nichts Entscheidendes. Was für ein Ismus aber umschreibt den denkerischen Besitz Nietzsches mit untrüglicher Bejahung? Nichts einfacher als das, war der Intellekt versucht zu sagen. Liegt denn Nietzsches Denkergut nicht darin beschlossen, daß er das Leben wissenschaftlich einzufangen unternahm. Nun denn: da Leben doch vita heißt, wäre er der erste bahnbrechende Vertreter des Vitalismus — und damit wäre die Sache in Ordnung. Ja, für irgendeinen Logiker vielleicht, der nicht zugleich auch ein ebenso begabter Metaphysiker war — nicht aber für Nietzsche, der diese beiden Fähigkeiten — zum kritischen Urteil und zur schauenden Ahnung — ebenbürtig in sich vereinigte. Nietzsche scheute davor zurück, dem Leben sich denkend vom Begriffe her zu nähern. War es denn von vornherein ausgeschlossen, daß es gelingen kann, sich dem Leben denkend vom Bilde her zu nähern? Handelte es sich um etwas anderes als um das eine: dem Sinne des Lebens ein

sprachliches Zeichen aufzufinden. Dieses sprachliche Zeichen für den Lebensinhalt lautet nun in Nietzsches Munde: Dionysos. Er ist auf diese Weise, möchte man sagen, recht eigentlich zu einem Täufer des Lebens geworden. Vor allem auch hinsichtlich des ungeheuren Ernstes, den er sich diese Namengebung hat kosten lassen.

Denn lasse man sich nur nicht die Meinung beikommen, er habe den griechischen Gottnamen aus einem flüchtigen und geistreichen Einfall zu einem Sinnbild des Lebens erhoben! Einer langen Vorbereitung bedurfte es, bis aus einer fünffachen Wurzel dieses in einem einzigen Wort enthaltene sprachliche Bildzeichen für eine weltbewegende philosophische Erkenntnis erwuchs:

Erstens war Nietzsche — um uns zunächst einmal ein kulturgeographisches Merkmal nicht entgehen zu lassen — ein gebürtiger Obersachse, also der Landsmann großer Religionstemperamente wie Luther, Lessing und Fichte, schweifender Sinnierer wie Leibniz und Novalis, umfassender Musiker wie Schütz, Bach, Händel. Alle diese genannten eignen sich, mit der Bezeichnung des Dionysischen umspannt zu werden — (der sonst nüchterne Leibniz wenigstens durch die ungeheure Ausladung seiner Belesenheit und seines Optimismus). Nietzsche war ein genialer Thüringer und bis auf weiteres der letzte.

Zweitens nahm unter dem Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie sein religiöses Bedürfnis eine entschlossene Wendung zur metaphysischen Weltanschauung, wobei sein Berufsinteresse am klassischen Alter-

tum, der Humanismus, eine geheimnisvolle Verinnerlichung erfuhr und zu einer ängstlich gehüteten Mysterienangelegenheit wurde.

Drittens brachte Nietzsche die gesamte außerchristliche (antik-heidnische) Denkernte der deutschen Romantik unter Dach, als er die Apollo- und Dionysosforschungen bis und mit Bachofen gründlich durcharbeitete — mit dem Ergebnis, daß fortan für ihn die Gefühlslehre in das Zentrum einer umfassenden Welterklärung aufrückte.

Viertens wurde sein starkes kosmisches Gefühl unterstützt von einem lebendigen Kunstverständnis, so daß keine Gefahr bestand, es möchte bei ihm jemals eine moralische Lebensbewertung über die ästhetische obsiegen.

Fünftens hatte ihn auf musikalischem Gebiete die Bekanntschaft mit der unzweckhaften, symphonischen Tonkunst eines Berlioz und Liszt wachsam erhalten, um dem Allzu-Unmittelbaren der Wagnerschen Schlagerwirkung und Kulissenreißerei nicht blindlings anheimzufallen. Das rettete ihm für sein Denken jenen feinen Sinn für das Vielfache, der ihm in der Stellung und Bewältigung der Probleme nachher außerordentlich förderlich war.

Diese fünffache Anlage und Ausbildung, die er ins Handwerk mitbrachte, als er mit schöpferischem Ehrgeiz zu philosophieren begann, können als dasjenige Gerüst und Gestühl bezeichnet werden, von wo aus sich der Gerichtstag über Leben und Nicht-Leben vollzog — und diesen Richterthron des Dionysos bestieg Nietzsche, als er ihn gezimmert hatte, selbstherrlich und un-

bekümmert und lud vor ihn alle irdischen Erscheinungen zur Verantwortung.

2. Das Wesentliche in Nietzsches Denken

Diese Rechtsprechung über Echtheit und Unechtheit angeblicher Lebensvorgänge ist der Inhalt von Nietzsches Philosophie. Betrachtet man sie von diesem Standorte aus, dem einzigen, von dem aus eine solche Betrachtung zulässig ist, so kommt sie nicht zu kurz — denn dann erscheint sie streng einheitlich, als geschlossenes System. Dieses System Nietzsches wollen wir im Grundriß aufzeichnen.

Die zahlreichen Kreuzungen und Überschneidungen bei Nietzsche sind perspektivischer Natur, d. h. sie fallen auf den Leser zurück, wenn dieser nicht den Standpunkt einnnimmt, der ihn als Beurteilenden vor Täuschungen bewahrt. Dieser Standpunkt wird aufgefunden am Unterschied „Dionysos" und „Sokrates". Denn auch das Un- und Gegendionysische hat Nietzsche, obwohl er ja damit die Begriffswelt selber meint und also nichts verderben würde, unter einem sinnbildlichen Sprachzeichen eingeführt: er nennt es das Sokratische. Auf diese Unterscheidung gründet sich sein Werk, und dieses kennzeichnet sich als der Kampf des Lebens gegen den theoretischen Menschen. Die erste, bereits entscheidende Schlacht wird angeboten und geliefert in jenem Mittelstück des Erstlingswerkes: Geburt der Tragödie Nummer acht bis fünfzehn, die er mit fünfundzwanzig Jahren in seiner Wohnung, Schützengraben 45 (heute 47), in Basel verfaßte und unter dem Titel Sokrates zunächst auf seine Kosten als Handschrift für

Freunde — und eben namentlich für Richard und Cosima Wagner drucken ließ.

In jenen spärlichen Druckseiten hat Nietzsche das Nolimetangere der europäischen Kultur, das letzte und höchste Ziel aller bisherigen Erkenntnis in Frage gestellt: die Wahrheit. Sie schwebte bislang wie ein leuchtendes Phantom über dem Leben. Das darf sie nicht, sagt Nietzsche. Sie muß dem Leben einverleibt bleiben als eine seiner Kundgebungen, als eine seiner Masken — und vermutlich als seine gefährlichste. Diese Maske reißt er mit frevler Hand dem weisesten und größten Griechen vom Gesicht. Er entlarvt Sokrates, den Verräter und Mörder des dionysischen Lebenstriebes. Mit der vernünftigen Lebensführung hat das Leben seinen Wurmstich erhalten. Nicht vom Gedanken lebt das Leben, sondern vom kreisenden Blute und seinem Pulsschlage. Logik ist Lebensfeindschaft, Erkennen dünkelhafte Überheblichkeit jener Tierart mit überzüchtetem Gehirn, die sich die Menschheit heißt. „In irgendeinem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der ‚Weltgeschichte'. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn und die klugen Tiere mußten sterben." So beginnt jener nachgelassene, hervorragende Aufsatz aus dem Jahre 1873, betitelt: „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne", wobei Nietzsche meinte, mit einer derartigen Fabel sei nicht genügend ausgemalt, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und be-

liebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt. Es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war — und wenn es mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben. Denn es gibt für den Intellekt keine Bestimmung, die über das Menschenleben hinausführte. Es ist aber lächerlich und von vornherein aussichtslos, wenn der Mensch sich so gebärdet, als besäße er mit seiner Sonderliebhaberei des vernünftigen Denkens und Handelns ein Allerweltswerkzeug von kosmischem Ausmaße! Als ob sich in unserem Verstande die Angeln der Welt drehten! Der Schalk und Übeltäter, der wenigstens der europäischen Menschheit diesen Floh hinters Ohr gesetzt hat, ist niemand anders als der weise Sokrates, der uns einredet: das menschliche Schicksal liege im menschlichen Verhalten. Mithin hat Nietzsche die entscheidende Losung „Jenseits von Gut und Böse" schon als junger Basler Professor mit aller Schärfe herausgegriffen. Alle wesentlichen Erkenntnisse in dieser Richtung finden sich im ersten Bande der Taschenausgabe vereinigt, kommen mithin nicht unter das Jahr 1873 zu liegen und sind also auf Basler Boden heimisch. Die Tatsache bleibt erstaunlich, daß in jenen paar Anfangsjahren seiner Lehrtätigkeit die Kraft zum Durchbruch einer solchen grundstürzenden Erkenntnis ausreichte.

Was besagt nun aber Nietzsches Angriff auf den theoretischen Menschen? Was für eine Berechtigung steht seinem aufrührerischen Vorgehen zu, die Fahne der Empörung gegen die menschliche Moral zu entfalten? Es mag genügen, kurzer Hand das Schema des Menschen hinzustellen, das Nietzsche voraussetzt, ohne es

in dieser Gedrungenheit und Rundung schon selber ausgebaut zu haben: es ist der Homo duplex, der Mensch mit den zwei übereinanderthronenden Stockwerken des Geistes und der Triebe. Dieses Doppelwesen, als welches der Mensch über die Erde geht, besteht nun aus zwei in sich verwachsenen, und doch sich widerstrebenden und bekriegenden Schichten: aus der Unterschicht — das ist die Seele, und zwar die im blutdurchströmten lebendigen Körper sich darstellende Leibseele — und aus der Oberschicht, das ist der Geist, d. h. der gesamte zwecksetzende, ordnende und handelnde Apparat des menschlichen Verstandes und Willens. Der eigentliche Sitz des wahren und entscheidenden Erlebens ist nun nicht etwa die obere (solare) Klarschicht, sondern die untere (tellurische) Dumpfschicht. Sie ist der unaufgeklärte, zugedeckte Behälter der Instinkte und deckt sich im großen und ganzen mit dem, was wir heute unter dem Unbewußten oder dem Unterbewußtsein verstehn. Und ist zugleich die weibliche, lebensnähere Seite der Menschennatur. Nun hat Nietzsche, der ja dann mehr oder weniger unter die Weiberhasser gegangen ist, in einer Niederschrift schon des Jahres 1871 — zweifellos im Banne Bachofenscher Gedanken — folgende schöne Aussage getan, an die in der Zeit des Frauenstimmrechts zu erinnern einiger Anlaß besteht: „Das Weib bedeutet für den Staat, was der Schlaf für den Menschen. In seinem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Verbrauchte wieder ersetzt, die wohltätige Ruhe, in der sich alles Maßlose begrenzt, das ewig Gleiche, an dem sich das Ausschreitende, Überschüssige reguliert. In ihm träumt die zukünftige Generation. Das Weib ist mit

der Natur näher verwandt als der Mann und bleibt sich in allem Wesentlichen gleich. Die Kultur ist hier immer etwas Äußerliches, den der Natur ewig getreuen Kern nicht Berührendes. Deshalb durfte die Kultur des Weibes dem Athener als etwas Gleichgültiges, ja als etwas Lächerliches erscheinen." So führt auch eine nebenabstehende Stelle wie diese mitten ins Herz der Nietzscheschen Anschauungen. Immer und wo es sei, kommt es ihm nur auf das eine an, daß das Leben, das zu führen der Mensch sich rühme, kein Scheinleben sei: gewahrt bleiben müsse auf alle Fälle der Zusammenhang zwischen dem Weltall und dem winzigen Infusorium, Mensch genannt. Auf nichts anderes will Nietzsche hinaus mit seiner unablässigen Betonung der instinktiven und intuitiven Unterlagen menschlicher Regungen, als eben stets auf das nämliche: nur ja dem Aberwitz steuern, mit dem die berüchtigten Kulturfortschritte und alle die Rekordjagden der Zivilisation uns um das Wichtigste und Entscheidende bringen, womit auch der Wilde des Urwalds übertünchte Europäer jederzeit beschämt: um die Unschuld und magische Notwendigkeit des Erlebens.

Die bewegliche und inbrünstige Bitte — später die Bitte Zarathustras —: im kosmischen Sinne Lebewesen zu bleiben und teilzunehmen an dem Kreislauf der planetarischen Ströme, an dem der kleine Stern, auf dem wir leben, seinen Anteil, seinen Pflichtteil zu nehmen habe, das ist das Wesentliche an Nietzsche.

3. Die Grundlage einer modernen Metaphysik

Dieses Wesentliche, das in Nietzsches unablässiger Lebensfürsprache sich ans Licht und in den sprachlichen Ausdruck emporrang, wird sich auch als das Bleibende erweisen in seiner philosophischen Wirkung um der Möglichkeit willen, es zur Grundlage einer wirklichen „Wissenschaft vom Leben" auszubauen, (wie das zur Zeit durch Ludwig Klages in kühner und fesselnder Weise versucht wird). Nietzsche selbst spricht von jenen sieben ersten Basler Jahren als von seiner „metaphysischen" Periode in der hellsichtigen und völlig zutreffenden Unterscheidung von seiner alsdann einsetzenden psychologischen Periode, die kurz vor seinem Urlaub in Sorrent beginnt. Ja er hat in jener Zeit von 1869—1876 als sein Empfängnis eine richtige Metaphysik in sich getragen — eine runde geschlossene Zur-Schaustellung der Seele unter der glatten Glaswölbung einer ersten schriftstellerischen Leistung (Geburt der Tragödie, Die Vier Unzeitgemäßen sowie die gleichzeitigen Nachlaßschriften). Es war auch in jener ersten Zeit noch keineswegs eine psychologische Virtuosität, wie später, was ihm das aufhorchende Ohr der Umwelt sicherte, sondern eben der echt metaphysische Charakter seiner Botschaft. In Hinsicht auf die werbende so gut wie auf die abstoßende Kraft.

Nietzsches werbende metaphysische Kraft! Sie bewies ihre magnetische Eigenschaft vor einer erlesenen Zuhörerschaft bereits am 28. Mai 1869 in der Antrittsvorlesung, gehalten in der Basler Universitätsaula über „Homer und die klassische Philologie". Da war von un-

gefähr auch die Rede von der „Macht des Instinkts als der holdesten Wagenlenkerin", von der „Kunst als der schönsten Verführerin zum Leben", von der „kulturhistorischen Wertbestimmung als des Zentrums für eine philosophische Weltanschauung, in der alles Einzelne und Vereinzelte als etwas Verwerfliches verdampft und nur das Ganze und Einheitliche bestehen bleibt". Der Begriff der Kultur, der damit in der öffentlichen Verkündigung die Führung übernahm, war ja nicht das Hinterste und Letzte, was Nietzsche lehrend schenkte — dieser sein Kulturbegriff war von innen her metaphysisch erleuchtet, wurde durchwirkt und sinnbildlich verwandelt durch sein schöpferisches Lebensgefühl. Es war es, was zauberhaft auf die Empfänger seiner Mitteilungen wirkte und ihm die ersten aufrichtigen Leser und Anhänger zuführte.

Umgekehrt bewies sich Nietzsches abstoßende metaphysische Kraft in seinem instinktiven Verhalten gegen die ihn umgebenden sozialen Zeiterscheinungen. Kultur sollte der große zusammenfassende Bogen sein, der alle Facharbeit in Wissenschaft und Kunst überspannte und mit einem mächtigen Verwandtschaftsbewußtsein untereinander verband. Nun ist aber gerade in jenen Jahren und gerade in der Schweiz dieses Losungswort „Kultur" auch von andrer Seite begeistert erklungen und zwar im Gegensatze zu dem feinen, hellen Worte eines hingerissenen Gelehrten nicht mit leiser Solostimme — nein, geräuschvoll aus hundert rauhen Kehlen, in vielstimmigem Massenchore als Programm des politischen und namentlich des kirchlichen Fortschritts. In seine letzten Unmöglichkeiten verfolgt führt dieser

Kulturschrei der Masse zur Karikatur: Nietzsche seinerseits blieb die gegenteilige Einseitigkeit nicht schuldig. Er wußte dem ihm verhaßten Kulturplebejer nicht anders auszuweichen als durch seinen ausgeprägten Geistesaristokratismus mit allen Übertreibungen der Vornehmheit. Die demokratische Lösung der Kulturprobleme hat er schroff abgelehnt und hat bereits in seinem Erstling die Volksseele als ein Phantom oder dann verächtlich als eine taumelnde Närrin im Strohkranze behandelt. Er fühlte sich Herold der Kultur ausgesprochen nur im Sinne einer volksfeindlichen Persönlichkeitspflege. Und nur eine Gemeinschaft eben solcher gepflegter Persönlichkeiten ist ihm Kultur.

So sehen wir denn das dionysische Wesen, das in Nietzsche durch Geburt und Bildungsgang zum Austrage gelangen sollte, in seiner ersten Basler Zeit den Grundzügen nach vorliegen als metaphysischer Entwurf. Es war eine Erfassung der gesamten Wirklichkeit durch innere Anschauung.

V. Besuche in der welschen Schweiz

Nietzsche hat Frankreich späterhin an seinem südlichen Meere besucht. Seine philosophischen Klassiker kannte er. Das Elsaß war noch französisch, als er nach Basel kam. Ein burgundischer Einschlag in Sprache und Umgangsformen der Basler Gesellschaft kann ihm nicht entgangen sein. In Bayreuth verlor er sich in stilvoll zärtlicher Weise an eine Pariserin, der er — sie war verheiratet — einige wunderschöne Briefe schrieb. Zu einem Besuche in Paris, der geplant war, ist es nicht

gekommen. Sein großes Verständnis für Frankreichs sprachliche und philosophische Kultur, das ihm von dorther in zunehmendem Maße erwidert wird, könnte, sollte man vielleicht vermuten, über seine Beziehungen zur französischen Schweiz geknüpft und ernährt worden sein. Das ist nun aber nicht der Fall. Einmal hat er sich in ihr nur während des Jahres 1876 und nur kurz aufgehalten. Und dann lag es auch nicht im Wesen der calvinistischen Kultur, gerade einem Nietzsche, etwa von Genf aus, den Weg nach Paris zu bereiten, wenngleich er auch an Gersdorff schreibt: „Wenn wir uns wiedersehen, will ich Dir von Ferney, dem Sitze Voltaires, (dem ich meine ersten Huldigungen brachte,) erzählen, von dem glänzenden und doch wunderbar gebirgsnahen Genf, von der Villa Diodati, von einzelnen Menschen, von dem besten Schuster in Genf, (einem berühmten Communard,) von dem Concert populaire, in dem meinetwegen die Benvenuto-Cellini-Ouvertüre von Berlioz gemacht wurde ... Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer oder skeptisch werden wollte." Seine persönliche Bekanntschaft in Genf beschränkt sich freilich auf den damaligen städtischen Kapellmeister Hugo von Senger, einen Deutschen. Zur einheimischen Gesellschaft Genfs besaß er bei seinem Besuche nicht die geringste Verbindung.

Vorher hatte er bei Montreux einen etwas frostigen Frühlingsaufenthalt gemacht — in der „Printanière" bei Chillon, allwo ihm das alte Schloß im See als Vordergrundskulisse in der heroischen Landschaft diente.

Von dort schrieb er an Overbeck: „Ich steige auf und nieder von früh bis abend und bringe es zu Stunden wahren Glücksgefühls, mitten unter vielem Unbehagen — Du weißt es ja, wie meine körperlichen Leiden häufig genug den ‚moralischen‘ zum Verwechseln ähnlich sehen, und jenes Glücksgefühl ist daher auch immer etwas mehr als Abwesenheit von Kopfschmerz ... Ein Besuch in Lausanne hatte einen ganz bergamasken Charakter, mir war übel und wehe, und ich war wie erlöst, als ich wieder den Mond über Schloß Chillon erblickte und die Schneeberge Savoyens in mildkalter klarer Nacht leuchteten." Er stand damals unter einer großen Depression, hatte sich eigentlich auf Anraten seines Kollegen, des Chemieprofessors Piccard, in der Stadt die Kathedrale ansehen wollen, fand aber die hochgelegene nicht und irrte dafür zwei Stunden vom Bahnhof östlich am Zuchthaus und in Vororten herum. Im Herbste desselben Jahres, vor der Abreise nach Sorrent, hielt er sich einige Zeit in Bex auf, einem Gebirgsstädtchen der Waadt. So beschränkt sich seine Bekanntschaft der Südwestschweiz auf diese zwei kleinen Reisen.

Man hat sich neuestens gefragt, ob nicht Beziehungen von Nietzsche zu Henri Frédéric Amiel aufzuweisen seien, jenem Genfer Dichter-Denker, der eine hinreißende Schweizer Marseillaise gedichtet hat („Roulez, tambours!") und als Verfasser des „Journal intime" zur Not als grübelnder Selbstzergliederer mit Nietzsche verglichen werden kann. Doch ohne irgendwie dessen Radikalismus besonders in der Stellung zum Religionsproblem zu besitzen, weshalb es auch mehr als fraglich wäre, ob sie im Falle der nicht nachzuweisenden

persönlichen oder auch nur literarischen Bekanntschaft sich auch nur von ferne angenommen hätten.

VI. Die Krankheit

Nietzsches Gedankenbau war in einer ersten Fassung errichtet und zusammengefügt. Er bedeutete die Erniedrigung der „Wahrheit" und die Erhöhung der „Illusion". Schärfer gefaßt kann man sagen: er hat den Begriff als Lebensausdruck abgesetzt und an seine Stelle im weitesten Sinne des Worts das Bild treten lassen.

Weniger scharf, aber doch noch im allgemeinen zutreffend, darf man von einem Abtausch der ethischen Weltbetrachtung an eine ästhetische sprechen. In diesem allem ist sich Nietzsche, bis ihm die Feder entsank, unverbrüchlich gleich geblieben. Im Hinblick auf die Mitteilungsweise jedoch hat sich der Anblick seines Systems verändert. Es bot sich erst dar unter dem Vorzeichen der Reife und Ruhe. Das war allzu früh und künstlich angesichts der Jugend des Verfassers. Und doch hatte es wieder mit dieser erstaunlichen Ruhe und Reife seine Richtigkeit, weil eben an der genialen Begabung, an der prädestinierten Eingebungs- und Empfängniskraft für das gesamte Lebensproblem bei Nietzsche schlechterdings kein Zweifel mehr besteht. Was hat sich also verändert? Das Wesentliche nicht. Ja, ist aber der Ausdruck nicht gerade bei Nietzsche ein nicht zu vermissender Bestandteil des Wesens? Gewiß ist er das. Und eben darum wollen wir uns hüten zu sagen, nur die Art seiner Mitteilung, sein Vortrag habe sich geändert. Vielmehr

wenden wir es so: das Wesentliche an Nietzsche bleibt sich immer gleich treu. Aber da dieses Wesentliche selber nicht Zustand sondern Wandel ist, so tritt es uns nun von einer neuen Seite entgegen. Insofern — aber auch nur mit dieser Einschränkung — kann bei ihm vom Jahre 1876 an von dem Eintritt in einen neuen Abschnitt die Rede sein. Wie er ja selbst vom damaligen Abschluß seiner „metaphysischen Periode" redet. Aber daß es damit auch um die metaphysische Problemeinstellung als solche geschehen wäre — das wäre der verhängnisvollste Irrtum, der uns mit unterlaufen könnte. Es hat sich mit Nietzsche damals allerhand Entscheidendes zugetragen. Begebenheiten seelischer Art, wie sich von selbst versteht. Da aber bei ihm Seelisches immer auch ein Leib-Seelisches ist, so beruht die große Rolle, die in den Briefen jener Zeit sein körperliches Befinden spielt, weder auf Hypochondrie noch auf übertriebener Selbstrücksicht. Wir dürfen uns einen kurzen Blick auf seine Krankheit nicht erlassen.

Das Offenbarende seiner wechselnden Körperzustände besteht in der Doppelwesenheit seiner eigenen Person. Ihm entströmten metaphysische Aufschlüsse über das Leben, weil er ein metaphysischer Mensch selber war. Das Unterbewußte als Behälter der Instinkte war bei ihm nicht verkümmert, wie bei den meisten Modernen. Er, einer der gescheitesten Köpfe der Zeit und überdies als scharfsinniger Logiker allen überlegen, wird befallen von einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen die menschliche Gehirntätigkeit, die in seinem Geiste einen wahren Triumph feiert. Ah, sagten wir's nicht, folgert nun die gesamte Hochwohlweisheit unserer

Tage: das ist doch nicht normal. Und dieser Mann soll sich nicht widersprochen haben! Tut es an Geist jedem zuvor — und erklärt den Geist für lebensfeindlich! Kann man sich den Ast, auf dem man sitzt, zünftiger absägen, als Nietzsche das als Denker tut? Und da er sicher nicht dumm war, muß er krank gewesen sein. Ist ja auch später richtig um den Verstand gekommen. Gehirnkrank also! Jedenfalls ist das nicht normal — und so kann denn auch Nietzsches Philosophie nicht ernst genommen werden —: sie ist ihrer Substanz nach nicht gesund... Man sieht, bei der Bewertung von Nietzsches Philosophie ist die Frage nach seiner Krankheit in der Tat ausschlaggebend. Und da hiezu Ärzte zuständig sind, so wird man sich nach den ärztlichen Gutachten umsehen. Es fehlt daran nicht. Leider hat als Erster der Leipziger Nervenarzt Möbius mit nicht zu übertreffender Plumpheit zugefaßt und der rachsüchtigen Beschränktheit aller Bildungsphilister eine wissenschaftliche Scheinrechtfertigung für ihre öden Angebereien untergeschoben. Zum Glück nicht ohne im Kreise seiner Fachgenossen selbst die verdiente Zurückweisung zu finden. Ein schwedischer Arzt, Paul Bjerre, nahm die These, Nietzsche sei an progressiver Paralyse zugrunde gegangen, mit anerkennenswerter Offenheit auf und führte sie nun durch vom Standpunkte nicht sowohl des Fachmannes als des anständigen Menschen. Seine fesselnde Schrift: „Der geniale Wahnsinn. Studie zu Nietzsches Gedächtnis" erweitert zwar nicht den sensualistischen Gesichtskreis der Untersuchung; aber die metaphysische Prämisse, ohne die niemand straflos über Nietzsche urteilt, klingt doch genügend an, wenn er nun

über dem Grabhügel des elend verendeten Paralytikers die Ehrentafel aufrichtet: „Die Ewigkeit wächst — Heil dem, in dessen Innerem die Ewigkeit verborgen liegt!"

Wir selbst erlauben uns, der ärztlichen Seite an Nietzsches Krankheit den entscheidenden Aufschlußwert nicht einzuräumen, wie das die heutige Bildung gedankenlos verlangt. Gewiß ist uns das Ja oder Nein des Mediziners wichtig, aber nur als Antwort auf eine Vor- oder Nebenfrage. Die Hauptfrage über das angeblich pathologische Wesen Nietzsches muß methodisch einwandfrei gestellt werden, und das geschieht nur aus der einen Erwägung heraus: wenn Nietzsche metaphysisch einzureihen ist, dann sind die kongruenten Fälle für seine Krankheit nicht in den Narren und Siechen unserer Irrenhäuser zu suchen, obwohl er vorübergehend selber deren Gast gewesen ist. Ja aber, wenn nicht das, wo dann? Gibt es Analogien für Nietzsches Krankheit anderswo? Wir dächten, in der großen Geistesgeschichte der Menschheit! Nietzsche hätte den Apostel Paulus nicht so umständlich und innig mit seinem Hasse verfolgt, wenn es sich nur um die allerdings fundamentale Meinungsverschiedenheit und nicht vielmehr um eine ebenso tiefgreifende Wesensgleichheit gehandelt hätte. Ein Umstand, der Nietzsche selbst verborgen bleiben mußte, wie er ja auch seine eigene metaphysische Doppelnatur nicht gegenständlich begreifen konnte. Wir andern aber kommen um die Ähnlichkeit des Falles nicht herum. Wie Nietzsche war auch Paulus „nicht ganz normal". Sein „Pfahl im Fleisch", der ihm genau dieselben Beschwerden verursachte, aber auch dieselben

seelischen Aufklärungen bescherte, war vermutlich nicht ein von außen eingedrungener Giftkeim, wohl aber irgendeine unheilbare Fallsucht oder Angstneurose. Bei beiden ist die Form der Erregung nebensächlich — entscheidend ist das Doppelspiel ihrer menschlichen Anlage — ihre humane Duplizität. Dieser Zweiseelemensch — der Anthropos dipsychos —, den wir aus der Bibel kennen, weil er in seiner paulinischen Färbung das ganze Neue Testament durchwirkt, erfährt im siebenten Kapitel des Römerbriefs sein ergreifendes Innengemälde. Wörtlich genommen ein abstoßendes Zerrbild für den an Nietzsche leibseelisch geschulten Blick! Sobald man jedoch die Vorzeichen wechselt, das Mehr an das Minder tauscht und die gnostisch-pneumatische Beleuchtung durch eine rein psychische ersetzt, dann wird man unheimlich überrascht, wie treffend hier der Nietzschesche Zwiespalt zwischen „Dekadenz" (statt „Sünde") und der „Lebenskindschaft" (an Stelle der religiösen Gotteskindschaft) seine Schilderung findet. Mit derselben unerhörten Wucht haben Paulus wie Nietzsche sich den Umklammerungen des „Gesetzes" entzogen und sich sieghaft in das Reich der „Freiheit" erhoben. „Denn Leben ist der Instinkt zur Freiheit," sagt Nietzsche einmal. Und so ist denn Paulus nicht anders als Nietzsche „Immoralist" in allen Anwendungen seiner Theorie auf die lebendige Wirklichkeit. Je länger desto weniger wird die unbefangene Religionsforschung diese überraschende Parallele verkennen. Was verschlägt es da, daß man achselzuckend beiläufig bemerken kann: Was wollt ihr — es sind zwei Kranke. Wer spricht heute von Paulus deswegen, weil er nicht „gesund" gewesen sei. Was

heißt überhaupt, in metaphysischer Übertragung, „Gesundheit"? Daß einer am fallenden Weh litt oder Katatoniker oder Syphilitiker war? Paulus hatte keinen grimmigeren Feind als Nietzsche — aber Nietzsche hat sich, unbewußt, im Besitze seiner untrüglichen Instinktsicherheit gehütet, Paulus um seiner Krankheit willen anzugreifen. Das Christentum fälscht und schwärzt das helle und strömende Leben! Aus welchen Ursachen das geschieht, beschäftigt Nietzsche erst in zweiter Linie. So mögen sich denn gerade die christlichen Nietzschebekämpfer wohl überlegen, wen sie mit treffen in ihrer Beschuldigung, Nietzsche sei von Sinnen gewesen.

Über den klinischen Befund von Nietzsches Krankheit fassen wir uns kurz. Nach einer psychiatrischen Eintragung zu Jena hätte sich Nietzsche in seinem zweiundzwanzigsten Jahre eine venerische Ansteckung zugezogen. Diese Auffassung wurde im Übereifer an die große Glocke gehängt. Es ist aber nur gelungen, sie, des sogenannt atypischen Verlaufes wegen, in Frage zu stellen, nicht aber sie durch bündige Widerlegung aus der Welt zu schaffen. Dazu ist, gerade von der Seite, die über Nietzsche wachen will, Entscheidendes (z. B. die Leichenöffnung) versäumt worden. Eine stillschweigende Meinung über die Krankheitsursache steht also in der erwähnten Richtung frei. Doch wird man es begrüßen, daß so wenigstens eine hauptsächliche Versuchung aus dem Bereiche der stichhaltigen Gründe ausscheidet, über Nietzsche schulmäßige Ansichten entscheiden zu lassen und nicht sein Werk. Wir müssen daran festhalten: ob Seuche oder nicht Seuche —, von Nietzsche liegen zwanzig Bände vor, die einer ihrer genauesten Kenner als ein

wahres Bergwerk bezeichnet; Generationen vermöchten nicht, den Reichtum dieser Schächte völlig zutage zu fördern.

Und so begnügen wir uns denn, eine wichtige und äußerlich harmlose Folge seiner unaufhörlichen Krankheitsanfälle hervorzuheben, die gleich nach Ausbruch des Wahnsinns die jetzt vergessene, begeisterte Flugschrift von Ola Hansson in die Worte faßte: „Nietzsche verfaßte alle seine späteren Werke stehenden Fußes in der freien Luft, während seiner Spaziergänge im Schweizergebirge oder ruhend in einer italienischen Landschaft. Da hielt er in Worten auf den losen Blättern seines Taschenbuchs all das bunte Gewimmel von Gedanken, Einfällen, Gesichten und Aperçus fest.“ Es ist also letzten Endes die durch sein häufiges Kranksein veranlaßte Lebensweise gewesen, die ihm den Aphorismus d. h. den Spruchsetzen, der sich in eine Pfingstzunge verwandeln konnte, als ständiges Ausdrucksmittel geläufig werden ließ, nachdem er nach gelehrter Art seine Metaphysik zunächst einmal in der Form breiterer Abhandlungen hingelegt hatte. Zur Probe noch einen kurzen Krankheitsbericht von ihm selbst, wie solche sich in seinen Briefen häufig finden. „Liebster Freund, ich habe das schlimmste, schmerzhafteste und unheimlichste Weihnachten hinter mir, das ich erlebt habe. Am ersten Weihnachtstage gab es nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen einen förmlichen Zusammenbruch: ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch diese Zentralwirkung so zu leiden

hatten. Mein Vater starb, 36 Jahr alt, an Gehirnentzündung: es ist möglich, daß es bei mir noch schneller geht. Nun werden mehrstündige Eiskappen, Übergießungen auf den Kopf frühmorgens angewendet, und es geht nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und schmerzhafter Zerquältheit wieder etwas besser. Doch ist es nicht einmal Rekonvaleszenz, der unheimliche Zustand ist nicht gehoben." So meldet er aus Basel 1875 sein Befinden. Der Zustand, wie er ihn damals und auch sonst noch unzählige Male durchmachte, ist keineswegs übertrieben geschildert. Merkwürdig bleibt, wie ihm bei alledem immer wieder eine solche Schaffenskraft zurückkehrte. Halbblind, vom Kopfschmerz betäubt, schlaflos hat er oft seine Tage und Wochen hinbringen müssen — und hat sich dann, als hätte sich in solchen Erschlaffungen Kraft aufgespeichert, manchmal in erstaunlichem Maße schöpferisch entladen. Man möchte danach sich fast verleitet fühlen zu schließen: er sei kerngesund und nur außendurch krank gewesen. Im Kerne floß ihm das Leben unangetastet in ungehemmter Wogung, während das äußere Siechtum nur eine Rinde benagte.

VII. Die letzte Basler Zeit

Im Jahr 1876/77 wurde Nietzsche aus Gesundheitsgründen ein Urlaub gewährt, den er in einem kleinen Zirkel zu Sorrent in Unteritalien verlebte. Einer seiner Basler Hörer, der Student Albert Brenner, lungenleidend, gehörte dazu. Den Haushalt führte das alte Fräulein Malvida von Meysenbug, die Freundin des

Hauses Wagner. In dieser Zeit war es um Nietzsches Freundschaft mit Richard Wagner geschehen, den er eben dort zum letzten Male in seinem Leben sah. Und dann wird der Eintritt der neuen Periode seines Schaffens bezeichnet durch eine an sich nicht bedeutende persönliche Berührung.

1. Der Réealismus

Der vierte Kopf der Hausrunde von Sorrent war ein positivistischer Philosoph: Dr. Paul Rée. Er hatte Nietzsche schon in Basel aufgesucht und ihn da durch ein anonymes Büchlein verblüfft, betitelt: „Psychologische Beobachtungen". Diese Schrift war selber ohne nennenswertes Gewicht. Aber hier vernahm Nietzsche auf einmal ein Echo auf einsamste, verborgenste Gedanken, die er, als ringsum alle Welt ihn als Erzieher zu einem neuen deutschen Idealismus ausersah, heimlich in sich rege werden spürte. Und dieses Neue in ihm läßt sich als das entschlossene Mißtrauen gegen jeden Idealismus bezeichnen. Die Motive aller unserer Handlungen ist die Selbstsucht. Wohl kannte ja Nietzsche seine französischen Moralisten Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues von Grund aus. Aber er war bis dahin nicht ihresgleichen gewesen. Nun kam ihre Art zu seiner Art — in der Form durch den Wortspruch, im Inhalt durch den spitzen Gedanken. Den tatsächlichen Kontakt bewirkte die persönliche Vermittlung durch jenes an sich unwichtige Büchlein Rées — es trat wirklich ein Neues in Nietzsche auf, das mit dem Witze „Réealismus" besonders auch nach der Zufälligkeit des äußeren Anlasses nicht ungeschickt benannt ist. Wir bezeichne-

ten seine erste Gedankenwelt, als läge sie abgeschlossen und ablesbar gleichsam unter einem Uhrglase. Das Büchlein Rées war der zufällige Anstoß — und jenes Uhrglas ging in Scherben. Mehr bedeutete Rée für Nietzsche kaum — recht besehen wird man auch zugeben: eben deswegen bedeutete er ziemlich viel für ihn.

Das „Réetum" ist denn auch gleich von den alten Freunden, Wagner, Rohde, Overbeck eifersüchtig überschätzt und ihm eine Bedeutung beigemessen worden, die es nie besaß. Aber es war eine Flagge — ein Signal, den inneren Aufstieg stärkerer Verwandtschaften verkündend: die klassische französische Moralkritik, auch Engländer, am stärksten und heimlichsten Max Stirner! Hell und klar wurde es nun in Nietzsche, aber auch kalt, wie am Pole. Es waren nicht nur Glassplitter, die klirrten und verwundeten — „die Ideale wurden auf Eis gelegt und mußten erfrieren". Das „Genie" wurde in den Staub getreten — für gewöhnliche, unterscheidungsunfähige Ohren tönte es nun auf einmal höchst „zeitgemäß". Der Umschwung zum modernen Menschen schien sich restlos zu vollziehen. Nietzsches geistige Werkstatt gewährt nun den Anblick eines chemischen Laboratoriums — da wurden die menschlichen Gefühle in Tiegel und Retorten getan und analytisch dargestellt. Nietzsche bekannte Farbe — er legte nicht nur den roten Heroldsmantel des Idealismus ab, auch den grauen Rock des Skeptikers streifte er von sich. Er erklärte sich sehr nackt und eindeutig: und die Atheisten, Materialisten, Darwinisten, Monisten und Diesseitler nickten sich überrascht und befriedigt zu:

„Sie kommen alle — sogar Nietzsche kommt!" Äußerlich, ja: „Ein Buch für freie Geister" folgte den „Unzeitgemäßen". Und es verstärkte beträchtlich den Ton des Aufruhrs, des Niederreißens, der Ehrfurchtlosigkeit, die Europa bereits erfüllte, — ätzend ergoß sich die Schale des Hohnes über alles Heilige aus. Aus dem priesterlich ernsten Erzieher und Einführer war ein rücksichtsloser Spötter, ein verletzender Zyniker geworden.

So sah es aus — so empfanden es tiefverletzt und fassungslos seine bisherigen Anhänger. Diese Bestürzung war unvermeidlich bei der allzu großen Nähe und dem Zusammenprall des unmittelbaren Erlebens. Völlig anders erscheint es uns heute. Wir verwechseln nicht länger eine rein monologische Kundgebung mit einem lärmenden Manifest an das Publikum. Vergessen wir es nicht: Nietzsches Wesen ist ein Wandel in sich selbst gewesen. In seiner letzten Basler Zeit kehrte es seine intellektualistische Seite heraus — seine echte und tiefe Wahrhaftigkeit wendete sich mörderisch gegen sich selbst. Es hatte den Anschein, als wolle er sein Bestes zerstören. Und doch war dieses ganz anders geartete erste Aphorismenwerk, dem er den aufschlußreichen Titel gab: „Menschliches Allzumenschliches", gar kein Abweg, nicht einmal ein Umweg, sondern eine Fortsetzung in der kürzesten Linie, wenn diese auch die Form einer Kurve annahm. Seine Metaphysik hat ihn nicht etwa verlassen, sie hat sich innerlich gelockert und auswärts verteilt. Seine geniale Intuition hat sich in die Epidermis und Nervenspitzen hinausgewagt und die ganze Oberfläche durchdrungen. Aus dem Metaphysiker ist der Psychologe geworden.

2. Physiologische Psychologie

Nichts bei Nietzsche, mag es noch so eisig und mitleidlos vernichtend auf uns wirken, hat sprachlichen Ausdruck gewonnen ohne „aus der tiefsten Glut metaphysischen Schauens gespeist" zu sein. Anderseits ist Nietzsche schon von allem Anfang an Psychologe mit gewesen, ehe er als Meister der Seelenzergliederung vor uns hintritt. Dies ist nun im zweibändigen Aphorismenbuche aus dem Ende der siebziger Jahre in großartiger Weise der Fall. Da tritt seine psychologische Kunst, die sonst hinter ihrer Teil-Stimme am Pult im Orchesterganzen seiner Philosophie sitzt, sozusagen solistisch auf. Sie steht auf eigenen Füßen vornedran, läßt sich konzertierend vernehmen und alles andere bleibt verstummend oder als bescheidene Begleitung hinter ihr zurück. Bis er dann auch dieser Einseitigkeit müde wird und seine Produktion das psychologische Übergewicht wieder ablegt. Es geschieht dies nach drei oder vier Jahren, etwa gleichzeitig mit seiner Amtsniederlegung im Jahre 1879.

Es liegt nun uns ob, den Grad seiner psychologischen Meisterschaft zu bestimmen, die er innerhalb dieser Frist erreichte. Das läßt sich unschwer feststellen durch folgende Erwägungen: es war tatsächlich die Zeit großen Aufschwungs in Deutschland für psychologische Forschung. Zumal in Leipzig, wo, außer der professoralen Tätigkeit Wilhelm Wundts, Adolf Horwitz wirkte, der Verfasser der „Psychologischen Analysen auf physiologischer Grundlage". Diese beiden Forscher gerieten 1879 in einen gelehrten Streit über das Verhältnis der Ge-

fühle zu den Vorstellungen. Von alledem hat Nietzsche nachweisbar nichts gelesen oder ausführlicheres erfahren. Wohl aber wird ihm zu Ohren gekommen sein — schon deswegen, weil sein damaliger philosophischer Fachkollege Hermann Siebeck die Psychologie als seine Spezialität pflegte —, daß nun Psychologie physiologisch und experimentell betrieben werde. Das genügte Nietzsches Denkerleidenschaft, um, wie wir sahen, in seiner Innenwelt sich gleich ein solches Laboratorium einzurichten — mit der Folge, daß er rein aus sich heraus in seinem scheinbar so unwissenschaftlich nur auf geistreiche Spiegelfechterei angelegten Spruchbüchern die stichhaltigsten Ergebnisse anbot. Als da sind: er stellt das tastsinnliche Wesen der Empfindung fest, ihre Erregung durch den Reiz, zerlegt die Arten des Gefühls — der Lust und Unlust wird nun ihre universale Herkunft (eine Annahme, die ihm einst bei Zöllner Eindruck gemacht hatte), eingeschränkt, wenn nicht gänzlich abgesprochen, — Leidenschaft ist keine Grundempfindung mehr, der Trieb eine Sache der Übung, Inspiration gestautes Gefühl —, aber für die Charakterbildung wird doch die Vorherrschaft der Instinkte nicht preisgegeben. Vollends in der Bewußtseinskritik läßt er den Relativismus nicht überwuchern — dem Gefühl wird der Vortritt gewährt, es kann die Vernunft stürzen.

3. Bruch mit Richard Wagner

Als er nach dem in Sorrent zugebrachten Urlaube, die Aufzeichnungen zum ersten Bande von „Menschliches Allzumenschliches“ im Koffer, wieder nordwärts

kehrte, erzählte er: „Als ich die Schweizer Grenze passierte, unter heftigem Regen, gab es einen einmaligen starken Blitz und Donnerschlag. Ich nahm es als gutes Omen hin, auch will ich nicht verschweigen, daß, je mehr ich mich den Bergen näherte, mein Befinden immer besser wurde. In Chiasso entfernte sich mein Gepäck in zwei verschiedenen Zügen voneinander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie, daß ich es mit einer gewissen Rührung hörte: ich merkte auf einmal, daß ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe, als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her." Nietzsche gebrauchte dann eine Kur in Ragaz und begab sich in die Höhe, an den Aaregletscher ins Rosenlauibad, wo er sich als einziger ständiger Gast wohlfühlte.

Dann siedelte er wieder nach Basel über, wo Peter Gast das Druckmanuskript zusammensetzen half. Noch hoffte er auf eine glimpfliche Wendung im Verhältnis mit Wagner und versuchte es mit einem harmlosen Widmungsverse:

Dem Meister und der Meisterin
Entbietet Gruß mit frohem Sinn,
Beglückt von einem neuen Kind,
Von Basel Friedrich Freigesinnt.

Als er aber mit sich kreuzender Post von Wagner das Textbuch zum „Parsifal" zugesandt erhielt, war der Bruch stillschweigend da und ging um so tiefer, als

Nietzsche sich über die Schwere des Erlebnisses hinwegzutäuschen suchte. Erst fünf Jahre später, als Wagner starb, brach die Wunde wirklich auf.

Im Rückblick auf jene Zeit hat er später die gewaltige Spannung, in die er geraten war, sehr treffend erfaßt, wenn er sagt: „Die Überwindung der Metaphysik, eine Sache der höchsten Anspannung menschlicher Besonnenheit, galt mir als erreicht, und zugleich stellte ich die Forderung, für diese überwundenen Metaphysiken, insofern von ihnen die größte Förderung der Menschheit gekommen sei, einen großen, dankbaren Sinn festzuhalten. Aber im Hintergrunde stand der Wille zu einer viel weiteren Neugierde, ja zu einem ungeheuren Versuche: der Gedanke dämmerte in mir auf, ob sich nicht alle Werte umkehren ließen, und immer kam die Frage wieder: was bedeuten überhaupt alle menschlichen Wertschätzungen? Was verraten sie von den Bedingungen des Lebens, deines Lebens, weiterhin des menschlichen Lebens, zuletzt des Lebens überhaupt?" Diese großen Gedanken trugen ihn über die letzte Basler Zeit hinweg.

Daß seine Tage im Amt gezählt seien, wollte er zuletzt einsehen und redete sich gelegentlich vor: „Ich halte es nicht aus, ohne das Gefühl nützlich zu sein, und die Basler sind die einzigen Menschen, welche es mich merken lassen, daß ich es bin. Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich bis jetzt immer krank gemacht. Solange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts

angehen. Also ich will wieder Lehrer sein; halte ich's nicht aus, so will ich im Handwerk zugrunde gehn. Ich erzählte Ihnen, wie Plato diese Dinge auffaßt." So suchte in rührender Weise er, der verleumdete Zertrümmerer der angestammten Sittenwerte und des kategorischen Imperativs, durch sein aufsteigendes Pflichtgefühl hintangehalten, der Bestimmung zum Schaffen auszuweichen, vor der es für ihn doch kein Entrinnen geben sollte.

4. Erinnerungen von Frau Overbeck

Im Haushalte seines Freundes Overbeck fand er damals noch Obdach und Ohr, um sich auszusprechen. Dessen Gattin erzählt, Nietzsche habe davon mehrmals jede Woche Gebrauch gemacht: „Da saß er denn auf der Chaiselangue in meines Mannes Stube oder auf einem gewissen Sessel in der Wohnstube, mit dem Rücken nach dem weißen Ofen zu, den Blick nach meinem ihm gegenübersitzenden Manne und auf dunkle Vorhänge gerichtet. Er selbst sprach leise mit wenig Gesten, so sprachen auch wir, allen Lärm innerhalb und außerhalb der Türen vermeidend... Da ist viel geredet worden, all sein Moralisieren wurde in der Eulerstraße, wo wir wohnten, laut, sein Umbildenwollen von Gut und Böse, auf einer neuen Schätzung des Lebens beruhend, Urteile über Christentum und Schriftsteller — ich allein weiß genug, und bin doch nur in bescheidener Weise dabei beteiligt gewesen. Kaum war Nietzsche im Zimmer, so legte er los und sann dann genießend über Rede und Gegenrede nach. Musik und Sprache war seine Welt — nicht Sprachen, son-

dern seine Sprache, von der er nicht einmal immer wünschte, daß sie Deutsch sei. Ich kann sagen, daß Nietzsche im mündlichen Zusammensein mehr Andeutungen wie Ausführungen gab, sehr aufmerksam horchte und zu sich nahm. Er verstand zu hören und aufzunehmen, aber gab sich nie ganz oder deutlich. Es war ihm Bedürfnis, sich zwischen Verborgenem zu halten, es war kein eigentliches Mißtrauen gegen andere, es war mehr Mißtrauen gegen sich und die Aufnahme, die er fände ... Nietzsche war ein schwerkranker Mann, der sich über die Gefährlichkeit seines Zustandes fortwährend in Illusion hielt, um es auszuhalten. Er konnte sich nicht leicht harmonisch zusammenfinden, denn alle Arbeit litt bei ihm die jähesten Unterbrechungen. Jede erzieherische Tätigkeit, nach der ihn manchmal großes Verlangen trug, war deshalb ausgeschlossen. Alle paar Wochen war die Erschöpfung so vollkommen, daß alles unmöglich war. Man muß dieses Leiden mit in die Wagschale werfen. Es legte ihm geradezu die kurze Linie auf, während ihn doch nach der längsten verlangte. Wie oft glaubte er umlernen zu müssen, nichts zu wissen, sich reinigen zu müssen, sich unreinen Händen entwunden zu haben. Er lebte schließlich in der Einbildung nur noch mit der Größe zusammen. An seinen Werken und Briefen fesselt das stark Persönliche eben doch mehr als die eigentliche Durchführung seiner Gedanken, so viele Gedanken auch Nietzsche gehabt hat."

Diese klugen Worte deuten in einem hohen Durchschnitt zugleich die Grenze an, bis zu der Nietzsche bei Lebzeiten überhaupt von Menschen Verständnis erwar-

ten durfte. Ein solches Verständnis mochte ihm noch am ausgeglichensten bei treugesinnten und warmherzigen Zweiflern erwachsen.

Daß jemand schon am Lebendigen seine metaphysische Sendung mit klarer und vertrauensvoller Einsicht hätte umspannen können, erscheint uns hinterher als eine Unmöglichkeit. Ungestümem Mitgehen ging rasch der Atem aus, und dann konnte Anhängerschaft in Abscheu umschlagen. Und wie will man unvollkommene Treue mit Vorwürfen überhäufen, wenn in jener Zeit Nietzsche selbst von sich sagte: „Ich habe das Talent nicht treu zu sein und, was schlimmer ist, nicht einmal die Eitelkeit, es zu scheinen.“ So öffnete sich ihm als beste Freundin die Einsamkeit, aber auch in ihr fand er nur sein Werk, nicht sein Glück, dem er irgendwie doch immer noch heimlich nachtrachtete.

5. Der Rücktritt

Seine letzte Schrift aus diesen Zeiten und Umständen überschrieb er „Der Wanderer und sein Schatten“. Das war er damals selber. Sein Lebensgefühl war am Erlöschen. Er verließ Basel — und zu Ehren der Stadt ist zu sagen, daß sie die offiziellen Verbindlichkeiten, die Nietzsche an die Schweiz ketteten, würdig und wohlwollend löste. Der damalige baselstädtische Erziehungsvorsteher, ein noch lebender bedeutender schweizerischer Staatsmann, unterschrieb ihm die Entlassungsurkunde, in der es hieß: „Wir sprechen unsrerseits unsern wärmsten Dank aus für die treue Hingebung, womit Sie an unserer Universität und am Pädagogium gewirkt haben, solange und soweit Ihnen das immer möglich war.

Wir geben auch der Hoffnung Raum, daß das Leiden, das zu unserem großen Bedauern Ihrer äußeren Tätigkeit für einstweilen ein Ziel gesetzt hat, in nicht allzu langer Zeit der stillen Wirkung der Zeit und der Ruhe weichen werde. Möge Ihre Geduld nicht auf eine allzu harte Probe gestellt werden." Für einen ausreichenden Ruhegehalt, der das übliche Maß und die fiskalischen Mittel um einiges überstieg, sorgten einige Kollegen und Bürgerfamilien in diskreter Weise. Doch trug Nietzsche selbst das seinige zu dieser befriedigenden Lösung bei, indem er, hierin ein moderner Franz von Assisi, dank seiner Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit seinen Lebensunterhalt als Hotelgast oder Chambregarnist mit zweieinhalb bis dreitausend Franken im Jahr zu bestreiten fertig brachte und dabei noch jährlich ein paar hundert Franken zurücklegte!

VIII. Die beiden ersten Engadiner Sommer (1879, 1881)

Es trieb ihn vom Rheinknie quer östlich, im längst möglichen Ausmaße, sofern Schweizergebiet in Betracht kam, an die Rheinquellen. Schon von Basel aus hatte er Graubünden für seine Sommerfrischen bevorzugt und mit Gersdorff, Romundt, Overbeck mehrere Luftkurorte — Flims, Splügen, Bergün — besucht. Jetzt entdeckte er das (obere) Engadin. Was das für ihn bedeuten sollte, enthüllt uns, besser als jede Beschreibung, sein Blatt aus dem „Wanderer und sein Schatten", betitelt: „Et in Arcadia ego." „Ich sah hinunter, über Hügelwellen, gegen einen milchgrünen See

hin, durch Tannen und alterernste Fichten hindurch: Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Herde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir; einzelne Kühe und Gruppen ferner, im schärfsten Abendlichte, neben dem Nadelgehölz; andere näher, dunkler; alles Ruhe und Abendsättigung. Die Uhr zeigte gegen halb sechs. Der Stier der Herde war in den weißen, schäumenden Bach getreten und ging langsam widerstrebend und nachgebend seinem stürzenden Laufe nach; so hatte er wohl seine Art von grimmigem Behagen. Zwei dunkelbraune Geschöpfe, Bergamasker Herkunft, waren die Hirten: das Mädchen fast als Knabe gekleidet. Links Felshänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend — alles groß, still und hell. Die gesamte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblicks in ihrer Offenbarung; unwillkürlich, als ob es nichts Natürlicheres gäbe, stellte man sich in diese reine scharfe Lichtwelt (die gar nichts Sehnendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte) griechische Heroen hinein; man mußte wie Poussin und sein Schüler empfinden: heroisch zugleich und idyllisch. — Und so haben einzelne Menschen auch g e l e b t, so sich dauernd in der Welt und die Welt in sich g e f ü h l t, und unter ihnen einer der größten Menschen, der Erfinder einer heroisch idyllischen Art zu philosophieren: Epikur." In diesem Spruche legt Nietzsche zum erstenmal das neue Licht über die Welt, jene Lichthaut, die sich dem Sehenden still schimmernd über alle Dinge zieht. Im oberen En-

gadin fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Dort hat der selige Aufstieg begonnen, der dann in Genua, mit dem „Sanctus Januarius“ einen ersten zarathustrischen Gipfel erreicht. „Der Engadin hat mich dem Leben wiedergegeben,“ bekannte er dankbar. Aber bald folgte wieder ein Wellental, sein tiefstes — aus dem er sich nicht mehr zu erheben meinte, — der Winter 1879—80 in Naumburg, „der sonnenärmste meines Lebens — dies war mein Minimum, der niedrigste Punkt meiner Vitalität“.

Wieder war es im übernächsten Sommer jenes bündnerische Hochplateau, was ihm einen Hochstand seines Lebensgefühls bescherte. Er schlug nun seinen Wohnsitz in Sils-Maria auf, das für die Folge seine bevorzugte Sommerresidenz werden sollte. An Peter Gast schreibt er: „Die Augustsonne ist über uns, das Jahr läuft davon, es wird stiller und friedlicher auf Bergen und in den Wäldern. An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehen habe, — davon will ich nichts verlauten lassen und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe erhalten... Das ist keine Schweiz, kein Recoaro, etwas ganz anderes, jedenfalls etwas viel Südlicheres, — ich müßte schon nach den Hochebenen von Mexiko am Stillen Ozeane gehen, um etwas Ähnliches zu finden (z. B. Oaxaca) und da allerdings mit tropischer Vegetation. Nun, dies Sils-Maria will ich mir zu erhalten suchen.“

Was ist nun mit diesem ersten Silser Sommer über Nietzsche gekommen? Er, der seine Tage gezählt glaubte? Was erhob und beschwingte ihn? Wir wissen es. Damals begannen jene drei geflügelten Begriffe,

die heute im gebildeten Publikum Nietzsches Denkwelt im Umlauf erhalten: Übermensch, Ewige Wiederkunft, Wille zur Macht — der Herd zu werden, um den er seine unübersehbaren Gedanken sammelte. Einzeln und abgetrennt von diesen Ideenherden lockte uns das Gewimmel der Aphorismen in unvermeidliche Sackgassen, aus denen ein kopfschüttelnder Rückzug der einzige Ausweg bleibt, so fürchtet Nietzsche. Mit solchen Führerbegriffen glaubt er die Menschen in die Hand zu bekommen. Sollen sie nicht länger Herdenmenschen bleiben, nun dann muß eben an die Stelle der Leithämmel der Freie Geist die Zügel in die Hand nehmen. Seinem herrischen Willen gehorchend wird die Welt dann ihrem Ziele zufliegen. Damit hat Nietzsche die Psychologie in ihre dienende Stellung zurückgeschoben — er ist wieder metaphysisch geworden, aber in Verbindung mit einem erzieherischen und gesetzgeberischen Willensaufwand. Das Werk der achtziger Jahre erhält sein Siegel aufgedrückt, und die tiefe und glühende Schauung erhält die Führung wieder, aber zugleich als angewandte Tat, die in der Zukunft ihre Verwirklichung findet. Es kann hier nicht näher ausgeführt werden, inwiefern diese Verschmelzung der Bildempfängnis und des Ausführungswillens jeden werkeschaffenden Trieb lähmt und so auch das Verhängnis der Nietzscheschen Philosophie bildet. Begnügen wir uns mit je einer kurzen Betrachtung der drei Formeln.

1. Der Übermensch

In ihm hat der Entwicklungsgedanke sein elastisches Gefäß gefunden. Sein wohl hochstrebender, jedoch nicht

sehr klarer Inhalt ist weniger persönlich als gattungsmäßig aufzufassen als eine Höherzüchtung des Menschengeschlechts durch seine triebmäßigen Anlagen, wobei dann die Zerfallsansätze rücksichtslos auszumerzen wären. Was er hiebei erstrebt, deckt sich zu einem guten Teile mit den Idealen der modernen Rassenhygiene. Z. B. hätte er an dem Alkoholverbot Nordamerikas eine große Genugtuung empfinden müssen, nur daß ihm die verstandesmäßigen Beweggründe, denen es entspringt, zusammen mit der puritanisch asketischen Unterströmung die Freude vermutlich wieder vergällt hätte. Nietzsche war Feind des narkotischen Rausches, weil dieser dem von ihm verherrlichten physiologischen Rauschzustande, dem Blut-, Sinnes- und Lebensrausche Abbruch tat. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein — wozu, wozu dir Wein?“ ruft er dem heranwachsenden Geschlechte zu. Seine Vision vom Übermenschen erhält also aus derartigen Tendenzen moderner Zivilisation ihre sehr greifbare Zufuhr, während die wesentliche Aufgabe, die Triebentfaltung, eben weil sie sich nicht befehlen und von keinem Willen gängeln läßt, diffus verschwimmt.

Noch zwiespältiger erscheint sein symbolischer Eifer für die zweite Hauptlehre.

2. Die ewige Wiederkunft

Mathematisch nachgeprüft läßt sie sich nicht halten. Man mag darin ein Dogma sehen, mit dem Nietzsche seiner von ihm erstrebten dionysischen Gemeinschaftsform zu einem begrifflichen Glaubenskern ver-

helfen wollte. Aber der heraklitische Gedanke vom ewigen Fluß und Umlauf des Geschehens wird gelähmt durch die Festlegung auf den Kreisschluß bestimmter Weltperioden. Es kommt dadurch ein Gegendruck in den Welthaspel, auf den es vielleicht gerade abgesehen ist, um die Spannung zu erhöhen: Scheinbarer Stillstand aus dem Zusammenprall gleich starker Bewegungen! Nicht unaufhörlich quellendes Leben erhält damit sein Denkmal, nur die endlos unbelebte Wüste rechnerischen Sinnens und Grübelns. Die ewige Flucht der hintereinander herjagenden und sich haschenden Bilder, aus denen der Zauber des Lebens sich immer aufs neue gebiert, fällt dem Frondienst des Beweisens und Rechthabens anheim. Der Enthusiasmus schrumpft ein zur ätzenden Spott- und Zweifelsucht. Logos und Eros stauen sich in der „Ewigen Wiederkunft". Als metaphysische Theorie unhaltbar, aber hochgenial, weil auf das gründlichste durchdacht!

Genauer aufdecken läßt sich Nietzsches unzureichendes Umfassungsvermögen an seiner dritten Hauptlehre.

3. Der Wille zur Macht

In seiner Kritik Schopenhauers hat Nietzsche darüber hinweggesehen, daß dieser nicht kategorial unterscheidet zwischen Wille und Trieb. Deshalb ist er selbst nicht dagegen gefeit gewesen, in seinem Lebenssystem diese fundamentale Nachlässigkeit mit unterlaufen zu lassen. Das ist um so bedauerlicher, als Nietzsche im Einzelstudium mustergültig — hierin stets der unübertreffliche Psychologe — sowohl das eine wie das andere zu charakterisieren weiß.

Vom Willen sagt Nietzsche aus seinem metaphysischen Wissen heraus: „Ich lache eueres freien Willens und auch euer unfreier Wahn ist mir das, was ihr Willen heißt, es gibt keinen Willen. Aus Schmerzen und Gedanken gebar sich dieser Wahn, den ihr Wille heißt. Und weil kein Wille ist, so ist auch kein Müssen." ... „Wille — das ist eine Annahme, welche mir nichts mehr erklärt. Sobald der Wille auftritt, hat das Gefühl den Eindruck der Befreiung. Das Gefühl ist nämlich leidend — und sobald der Wille auftritt, pausiert es und leidet nicht. Das nennt man Freiheit des Willens. Wollte jemals ein Wille das Nicht-Wollen?"

Vom Triebe sagt Nietzsche: „Will denn ein Trieb, wie ihr lehrt, ‚befriedigt' sein? Will er frei von sich selber sein und Frieden haben? Daß er schaffe, das ist aller Triebe Treiben: und wenn er eine Weile schläft, so schläft er sich nur aus, um nachher aufzuwachen."

Nimmt man noch hinzu, was Nietzsche gelegentlich von der Macht sagt, daß sie verdumme, und andere Urteile und Einreihungen, in denen der Begriff der Macht dem des Lebens nur künstlich aufgepappt erscheint, statt einer wirklich zwingenden Übereinstimmung dieser angeblichen philosophischen Hauptpfeiler, so muß man zugeben, wie weit Nietzsche noch von einem fertigen Gefüge entfernt ist, als er sein System bis zum Schlußstein vollendet glaubte. Als Plan flößt es Hochachtung ein — aber zum fertigen Gebäude fehlt es sogar am Fundament. Denn davon kann nun einmal keine Rede sein, daß Leben gleich Macht sei, wenn denn wirklich die tiefsten Gedanken auf Taubenfüßen kommen und

die meuchelmörderische Bedrohung eben des Lebens durch alle Zweck- und Zielsetzung und Zukunftsgier schlagend nachgewiesen zu haben Nietzsches wachsender Ruhm ist.

Also ein ungeheurer Selbstwiderspruch! Was soll uns da die Beteurung, Nietzsche habe sich nie widersprochen? Nun, als Denker hat er sich auch wirklich nicht derart selbst den Weg verlegt und das Wasser abgegraben. Aber was mit seiner unseligen Machtlehre über seine Philosophie hereinbricht, kommt außerhalb seines Bewußtseins zu liegen. Ein Verhängnis ist es — nicht anders, als wenn ein edles Angesicht von einem flammenden Feuermal entstellt wird!

Hängt das mit der Krankheit zusammen? Vielleicht ja, so weit es auf krankhafte Ungeduld zurückzuführen ist. Aber wer will das besagen, und was hätte solch ein Nachweis für einen Wert? Seine Phantasie spielte gerne mit den Höhenmaßen des Gebirges, auf dem er sich befand: „6000 Fuß über Mensch und Zeit!“. Daher die Ausschreitungen, die er mit dem Wörtchen „über“ trieb. Er, der Dionysier, gebärdet sich manchmal als ein asketischer Prediger der Überwindung wie nur je ein Fastenmönch. Er kann nicht genug unter sich bekommen und sagt denn auch einmal: „Wie hoch ich wohne? Niemals noch zählte ich, wenn ich stieg, die Treppen bis zu mir; wo alle Treppen aufhören, da beginnt mein Dach und Fach!“

Wäre also Sils mit seinen 1800 Metern über Meer ein Symbol für Nietzsches geistigen Höhenwahn? Wer, der Nietzsche kennt, wird ein solches liebloses und trügerisches Urteil zulassen? Wenn auch das Gerüst des

Systems sich nicht zu überzeugendem Leben zu erheben vermag — Leben regt sich auch im kürzesten Spruche, den er aus Mund oder Feder entließ. Darum es, beim Umfang seines Werks, auf Zeit und Ewigkeit unmöglich ist, über Nietzsche wegzuschreiten.

Aber, so wird man fragen, hat denn, da Nietzsche selbst über die irreführende Tragweite seiner Machtlehre und über ihre unrechtmäßige Usurpatorenstellung innerhalb seines Systems in einer vollkommenen Täuschung befangen war, nicht inzwischen die sehr ausgedehnte, ernsthafte Nietzscheforschung für die notwendige Korrektur gesorgt? Welche Leitgedanken haben denn an die Stelle des „Willens zur Macht" zu treten?

4. Liebe und Geist

Die bis jetzt wichtigste Nachwirkung Nietzsches auf das europäische und besonders das deutsche Gesinnungsleben ist die schlagende Formel: die Welt besteht aus Eros und aus Logos. Kennzeichnenderweise hat er selbst stets diese knappste Bezeichnung seiner Lehre umsegelt und sie niemals auf die Lippen oder in die Feder genommen. Seine Verlegenheit ging so weit, daß er unbewußt der Ära Bismarcks seinen Tribut zollte und auf seine verhängnisvolle Machtverherrlichung verfiel, statt etwa zu sagen: Leben ist die durch den Geist verwirrte Liebe — oder etwas dergleichen, was den Zwiespalt von Theorie und Elementargefühl und die Parteinahme des Lebens für das letztere klar gefaßt hätte. Durch eine solche Prägung hätte er den Ertrag seines Forschens und Denkens auf kürzestem Raume restlos geborgen.

Dagegen stellt sich an seinem Schaffen die obige Formel in erstaunlichem Maße dar, durch die Art, wie sie eben dieses Schaffen zeitlich gliedert. Es ist, als hätte Nietzsche sein Werk nicht selber bewußt verfaßt, sondern als sei es aus jenen archilochischen Tiefen heraus, die er in seinem Erstling preist, disponiert worden. Jene zwanzig Jahre 1869—1888 teilen sich nämlich in ihre beiden Jahrzehnte und jedes von diesen zerfällt ungefähr wieder in seine beiden Lustren, so daß ich schon vorschlug, von einer geometrischen Quadratur seines Schaffens zu reden. Das Unzutreffende dieser Benennung liegt freilich darin, daß sie einen Zustand vortäuschen, wo es sich doch darum handelt, einen unaufhaltsamen, nimmer wiederkehrenden einmaligen Ablauf zu kennzeichnen. In dieser Hinsicht kann man sagen: Nietzsches Schaffen besteht aus zwei Flutwellen von je zehnjähriger Dauer mit je einem mittleren Kamm, auf dem der Anstieg in den Abstieg umbricht. Beide Wellen sind vollkommen gleich geartet: der Bergstieg ist metaphysisch bestimmt (so die erste und dritte Periode), der Talfall psychologisch (Periode zwei und vier). Der Unterschied zwischen beiden Schaffenswellen ist, daß das erste Jahrzehnt noch tätig als Schöpferwille verläuft, während Nietzsche im zweiten erleidend sich in seinem Schicksale verklärt. Denn auch im zweiten Jahrzehnt ist die Zarathustrazeit metaphysisch bestimmt und die Umwertungszeit psychologisch. Die beiden Jahrzehnte selber unterscheiden sich gegeneinander so: die siebziger Jahre dienen dem Logos (Erziehungsziele!), die achtziger Jahre dienen dem Eros (Gefühlsbefreiung!). Zarathustra gibt sich

als eine erotische Offenbarung außerhalb der Geschlechtssphäre.

Mit dem ersten Silser Sommer also beginnt „Zarathustras Untergang". Es ist durchaus kein pathologischer Prozeß, sondern ein tragisches Erlebnis vom höchsten seelischen Gehalt, was wir noch kurz zu überblikken haben. Der Versuch, den geschlechtsbefreiten Eros schriftstellerisch zu gestalten, ergibt zunächst die Zarathustrazeit: „Ich bitte und beschwöre euch, meine Brüder, bleibet der Erde treu mit der Macht euerer Tugend. Eure schenkende Liebe und eure Erkenntnis diene dem Sinn der Erde!" Um dann mit den Umwertungsplänen abzuschließen, als deren gedrungensten Auszug uns die Worte auf dem letzten Blatte der Götzendämmerung anmuten: „Wir haben den Begriff ‚Zweck' erfunden: in der Realität fehlt der Zweck. Es gibt nichts außer dem Ganzen!"

IX. Die Spuren Zarathustras auf Schweizerboden (1882—1884)

Im Jahre 1882 brachen bei Nietzsche heftige Gemütserschütterungen aus, weil ihn seine Freunde und seine Blutsverwandten enttäuschten. Ärger und Mißtrauen setzten ihm so zu, daß er durch diese ihm ekelhaften Vorgänge oder Einbildungen der Verzweiflung nahe war und einen „Pistolenlauf für eine Quelle verhältnismäßig angenehmer Gefühle" erklärte. Merkwürdigerweise war diese schauderhafte Depression, die sich über ein halbes Jahr hin streckte, das Vorspiel für die Erschaffung seines großen heroischen Lehrgedichts: „Also

sprach Zarathustra", dessen Spuren, ehe und während es entstand, sich freilegen, aber nur für den Anfang auf Schweizerboden auffinden lassen. In den Liedern des Prinzen Vogelfrei, die damals entstanden, stoßen wir auf das Gedicht:

Sils-Maria

Hier saß ich wartend, wartend — doch auf nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts

Genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.

Da plötzlich, Freundin, wurde eins zu zwei —
— Und Zarathustra ging an mir vorbei.

Das heißt in nüchternem Deutsch: „Ich, Friedrich Nietzsche, sitze als nackter und bloßer Psychologe auf dem Trockenen und ergebe mich deshalb abermals der Metaphysik — denn ich bin nicht dazu da, um dem Nihilismus zu verfallen. Darum wird hiemit mein psychologisches Sonder-Ich abgelöst durch das generelle Ich meines menschlichen Gattungsgefühls."

Hochwichtig — dieser Sprung ins Doppel: dieses „Eins zu Zwei" ist eben keineswegs nur ein witziger Einfall, noch gar aus Reimzwang, vielmehr ein okkulter Fingerzeig möchte man sagen, um an das zu ererinnern, was wir über die Duplizität der Nietzschschen Lehre vom Menschen erwähnten. Psychologisch erhellt das sein tiefsinniger Satz: „Ich und Mich sind immer zwei verschiedene Personen." Nämlich: das Ich-Individuum und das Ich-Genus! — Den Visionsmoment selbst hat er später noch so erzählt: „Ich ging an jenem

Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtig aufgetürmten Block unweit Surlei machte ich halt. Da kam mir dieser Gedanke." Gemeint ist angeblich: die „Ewige Wiederkunft" — aber wir dürfen es wohl dahin verallgemeinern, daß nach dem psychologischen Stadium des „Selbstdenker-Selbsthenker" nun das dogmatische Bedürfnis wieder nach seinem Rechte verlangte. Und wie das Symbol „Dionysos" seinen Lebensbegriff, so belegt das Symbol „Zarathustra" die metaphysische Seite seines Denkens.

Und wie steht es mit der Anrede: „Freundin"? Ob ihm eine bestimmte Persönlichkeit vorschwebte, kann auf sich beruhen bleiben. Sicher ist, daß dann bald flüchtige Monate hindurch eine neue Frau neben ihm herging, die er zur Gefährtin nicht seines Lebens, aber seines Denkens ausersah. Es war dies die noch lebende Schriftstellerin Frau Lou Andreas-Salomé in Göttingen, deren Gedicht: „Gebet an das Leben" Nietzsche für Männerchor in Musik gesetzt hat. Am 13. Mai 1882, zu Beginn ihrer Freundschaft, traf er sie in Luzern und besuchte mit ihr Tribschen. „Lange, lange," erzählt sie, „saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann mit dem Stocke im feuchten Sande zeichnend, sprach er mit leiser Stimme von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte er." Damit war vielleicht bereits der Augenblick, wo sie sich am nächsten traten, vorüber; denn die Pläne, das sehr kluge junge Mädchen zu seiner vertrauten Jüngerin zu erziehen, der er einmal sein Werk hinterlassen könne, zerschlugen sich rasch. „Lou ist bei weitem der klügste Mensch, den ich ken-

nen lernte. Aber usw. usw.," schreibt er nicht lange nach dem Bruch an Overbeck. Ein krauser Knäuel von Mißverständnissen und Unverständnis weit eher als wirklichen Schimpfes, wie er sich einredete und mehr noch einflüstern ließ, verwickelte ihn in Argwohn und Unfrieden gegen seine Angehörigen, und im darauffolgenden Zarathustrasommer 1883 vermochte ihn auch eine Zusammenkunft mit Overbeck in Schuls bei Tarasp nicht zu beschwichtigen. Von Sils aus schreibt er ihm: „Die Trennung von Dir warf mich in die tiefste Melancholie zurück, und die ganze Rückreise wurde ich böse schwarze Empfindungen nicht los..., so daß ich schließlich das Opfer eines schonungslosen Rachegefühls bin, während gerade meine innerste Denkweise allem Sich-Rächen und -Strafen abgesagt hat: — dieser Konflikt in mir nähert mich Schritt für Schritt dem Irrsinn, das empfinde ich auf das furchtbarste."

Es hätte für Nietzsche damals vielleicht eine wirkliche Rettung gegeben vor den Furien der eigenen Brust — nämlich, gleich Faust, „zu den Müttern hinabzusteigen" und in jener Bachofenschen Welt des Halbdunkels und der brütenden Schwangerschaft — sonst bei Nietzsche das beliebteste Symbol für das Schaffen! — unterzutauchen. Die Mystik Zarathustras ist aber nicht die der griechischen Vorwelt, und es fällt in diesem Zusammenhang auf, daß einzig von allen Basler Bekanntschaften Nietzsche die zum Hause Bachofen mit den Aphorismenbüchern wie abgerissen erscheint — eine Vermutung, die mir noch Bachofens Witwe als tatsächlich zutreffend bestätigt hat. Der Christ in Bachofen soll sich an dem Freidenker in Nietzsche gestoßen haben. Der

tiefere Grund wird wohl, beiden unbewußt, darin zu suchen sein, daß die in Bachofen schlummernde Heidenromantik des Dionysismus den Abfall von Nietzsches pelasgischen Ur-Instinkten zu Intellektualismus und Vernunftprophetie nicht vertrug. Aber im Zarathustra sind die dionysischen Dämmerungen nicht völlig verblaßt!

Gehen wir diesen echten, romantischen Beständen im „Zarathustra" etwas nach! Dunkle, nächtliche Töne durchwirken den feierlichen Weltgesang und hüten ihn vor der ruchlosen Blechposaune des Optimismus und eines siegestaumelnden, hemmungslosen Fortschritts. „Nacht ist's, nun reden lauter alle springenden Brunnen — auch meine Seele ist ein springender Brunnen. Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir — das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir — die redet selber die Sprache der Liebe. Licht bin ich — ach, daß ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin. Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig — wie wollt' ich an den Brüsten des Lichtes saugen." Sein Tanz- und Spottlied auf den Geist der Schwere, „meinen allerhöchsten, großmächtigsten Teufel, von dem sie sagen, daß er der Herr der Welt sei," singt Zarathustra frühestens des Abends in der Dämmerung — auf einer grauen Wiese, die von Brunnen und Gebüsch still umstanden war. Und gar der eigentliche Lustausbruch, das „Trunkene Lied", erfolgt auf dionysische Art, als mitternächtliche Feier der gottergriffenen Korybanten — in der kühlen, nachdenklichen Nachtwelt, mit dem großen, runden, träch-

tigen Monde und den silbernen Wasserstürzen vor der Höhle: „Kommt, kommt — kommt — laßt uns jetzo wandeln — es ist die Stunde — laßt uns in die tiefe Nacht wandeln —

O Mensch, gib acht —
So spricht die tiefe Mitternacht.
Ich schlief, ich schlief —
Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —
Die Welt ist tief,
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh —,
Lust tiefer noch als Herzeleid —
Weh spricht: Vergeh —
Doch alle Lust will Ewigkeit —,
— will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Und wenn gleich des Morgens nach dieser Nacht Zarathustra von seinem Lager aufsprang, seine Lenden gürtet und heraustritt aus seiner Höhle, glühend und stark wie eine Morgensonne, die aus dunkeln Bergen kommt, wenn er dann ergriffen ausruft: „Das Zeichen kommt — meine Kinder sind nah — meine Kinder — mein Tag hebt an — nun herauf, du großer Mittag —" er bleibt trotz alledem der Sohn der deutschen Heidenromantik, der gewaltige Nachtwandler, der taumelnde Träumer, der im Zwielicht dahinwandelt.

Aber er tut es auf literarische Weise, mit berechnender Wortkunst, vor der an eine Wagnersche Szenerie gemahnenden Staffage. Dieser Eingang zur Höhle mutet theatralisch an. Draußen bleiben wir eben doch. In die Höhle selbst werden wir nicht geführt — in diese Topasgrotte mit den bräunlich sickernden Licht, wo man

eben noch die Hand vor den Augen sieht, dort ist die Wiege und die Küche des Lebens — dort webt der weiblich betonte, urmütterliche Dionysismus, wie ihn Bachofens Forscherglück scheu, mit einem Schauer der Ehrfurcht für einen Augenblick wissenschaftlich bloßlegte. In diesem Sinne sagen wir: Nietzsche hat „die Mutter", die All- und Urmutter nicht gefunden! Er hat dafür die auf Drähte gezogene Kostümpuppe seines altpersischen Propheten religionskämpferisch gegen das Christentum aufgedreht und abgelassen. „Seit Voltaire," schreibt er an Overbeck in dem oben erwähnten Briefe, „gab es kein solches Attentat gegen das Christentum — und, die Wahrheit zu sagen, auch Voltaire hatte keine Ahnung davon, daß man es so angreifen könne." Also — ein Täter und Attentäter soll Zarathustra sein? Wäre nicht besser seine Sendung gewesen, den Gekreuzigten von Golgatha, den er beißend verspottet, brüderlich hinzuführen in die eleusinischen Gefilde, auf die Asphodeloswiese der Demeter und Kore? Statt dessen feiert er das „Eselsfest" und persiffliert das „Abendmahl" auf blasphemische Weise!

Diese hier klargelegte Erwägung bezweckt nicht eine Kritik von „Also sprach Zarathustra", wohl aber eine Kritik seiner „vielen allzuvielen" Leser. Sagte mir doch noch kürzlich ein angesehener Schweizer Schriftsteller: „Zarathustra sei nur ein Wortgeklingel, aber allerdings ein prachtvolles!" Das ist eine frevelhaft oberflächliche Rede. Nietzsche ist insofern nicht unschuldig, als er eben in seinem gewaltigen Ringkampf zwischen Instinkt und Vernunft schwach wurde und den Intellekt in sich, vor dem er doch warnt wie keiner, die Oberhand

gewinnen ließ. Er wollte doch gehört werden! Er wollte, um der Sache willen, Erfolg haben! So entstand der witzige, geistreiche, pathetische, orakelnde, auf Stelzen tanzende Schalksnarr Zarathustra — dessen Rettung vor der Ewigkeit es immerhin ist, daß er über seine weltbewegende Klugheit und sein grimmiges Spottgelächter den Kopf schüttelt und davon enttäuscht ist! Oder ist sein tiefer Seufzer wirklich nur ein Wortgeklingel: „Licht bin ich. O daß ich Nacht wäre!“ Hat es denn nicht seinen ungeheuer tiefen Sinn, wenn er klagt: „Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig!“ Was heißt das denn anders als: noch zu viel Logos — noch zu wenig Eros! Wenn ich, der Zarathustra, ich, der metaphysisch gerichtete Menschenfreund, mehr Eros hätte, nämlich unmittelbarer aus dem Instinktbehälter des Unterbewußtseins heraus erlebte, so könnte ich ja noch ganz anders „an den Brüsten des Lichtes saugen“ — will sagen: dann erst könnte ich die neuen Werte wirklich aus dem Vollen schaffen. „Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich mit Licht umgürtet bin“: will des weiteren sagen: in mir, Nietzsche, überwiegt noch Verstand und vernünftiges Wissen — ich bin selbst noch zu sehr Sokrates und Dekadent — und leide unter der Entartung meiner Instinkte. Fürwahr ein ergreifendes Wort beispielloser Selbsterkenntnis!

X. Der Zürcher Herbst (1884)

Auch sein Lobpreis auf die Einsamkeit muß nicht ohne Vorbehalt aufgenommen werden. Bei allem Verständnis für das Leiden seiner Abgeschiedenheit und Vereinsamung spricht es Overbeck doch einmal deutlich aus, so einsam, wie Nietzsche es sich und andern einredete, sei er gar nicht gewesen. Er hat z. B. nie ganz aufgehört, der Mittelpunkt berühmter Freundschaften zu sein, mochten sich diese auch nur auf wenige Tage erstrecken. Sehr bezeichnend hiefür ist der Besuch des Hallenser Philosophen Heinrich von Stein in Sils Maria im Sommer 1884. Man höre Nietzsches Bericht darüber: „Das Erlebnis des Sommers war der Besuch Baron Steins (er kam direkt aus Deutschland für drei Tage nach Sils und reiste direkt wieder zu seinem Vater — eine Manier, in einen Besuch Akzent zu legen, der mir imponiert hat). Das ist ein prachtvolles Stück Mensch und Mann und mir wegen seiner heroischen Grundstimmung durch und durch verständlich und sympathisch. Endlich, endlich ein neuer Mensch, der zu mir gehört und instinktiv vor mir Ehrfurcht hat! Zwar einstweilen noch trop wagnerisé, aber durch die rationale Zucht, die er in der Nähe Dührings erhalten hat, doch zu sehr zu mir vorbereitet! In seiner Nähe fand ich fortwährend auf das Schärfste, welche praktische Aufgabe zu meiner Lebensaufgabe gehört, wenn ich nur erst genug jüngere Menschen einer ganz bestimmten Qualität besitze!" Nur blieb eben diese begeisterte Begegnung, wie auch später noch einige weniger wesent-

liche (mit Lanzky, Adams u. a.) ohne jede Folge. Aber wie kannte er sie doch!

O Lebensmittag — zweite Jugendzeit — o Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt — 's ist Zeit, 's ist Zeit!
Dies Lied ist aus — der Sehnsucht süßer Schrei
Erstarb im Munde.

So blies sich der Einsiedler seine Seifenblasen und sah zu, wie sie zersprangen. Praktische Aufgaben? Hat ein Einsiedler solche? Will er wirken? Hat er nicht den Willen verabschiedet? Ist er nicht in die Wüste gegangen, um ganz und gar untätig seinen Schauungen und Eingebungen zu leben? In diesem Sinne hat Nietzsche die Einsamkeit einfach nicht auszuhalten vermocht. Ein ungeduldiger Einsiedler — gibt es das? Kommen da nicht Geduld wie Einsamkeit zu kurz? Seine nicht zu bezähmende Ungeduld hat Nietzsche um den Segen der Einsamkeit gebracht.

So empfindet man denn beinahe eine gewisse Erleichterung, ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, unter Menschen zu sehen. Wie gut ihm das bekam, wenn er an ihm sympathische Menschen geriet und es nicht zu lange währte, zeigt sein Oktoberaufenthalt in Zürich, über den er schreibt: „Im Grunde bin ich herzlich zufrieden, hierher gekommen zu sein — endlich gab es wieder einmal ein Aufatmen von dem ungeheuren Drucke meiner Aufgabe, und folglich ein neues Kräftesammeln: so daß ich entschlossener als je diesmal an den Winter herangehe. Ich hatte viel hier zu tun und durchzusetzen, namentlich als ich begriff, daß es vorderhand

notwendig sei, Herrn Peter Gast hier einzurichten, in der Nähe eines guten Orchesters ... Seine Ouvertüre klingt über Erwarten prachtvoll. Er wohnt artig und geräumig hierselbst im kleinen Sonnenhof (wo auch die treffliche Druscowicz mit ihrer Mutter lebt), und ißt zusammen zu seiner Erheiterung mit Studentinnen und dergleichen, darunter Fräulein Willdenow, die mich den Sommer im Engadin besucht hat. Hegar äußerst entgegenkommend, ebenso Freund. Auch gegen Gottfried Keller fühle ich mich sehr verpflichtet ... Das Erquicklichste in diesem Herbste war mir der Eindruck meiner Schwester, sie hat sich die Erlebnisse dieser Jahre tüchtig hinter die Ohren geschrieben und, was ich an jedem Menschen besonders ehre, ohne alle Rankünen. So die alte Herzlichkeit wiederzufinden hatte ich nicht erwartet und vielleicht nicht einmal verdient."

Jedenfalls war Nietzsche damals „umgeben", während er drei Jahre später in derselben „Pension Neptun" längere Zeit in völligem Inkognito zubrachte. Und wenn er geradezu rühmt, er habe sich — durch gesellschaftliche Anregung — Kräfte gesammelt, so mißtraut man wieder seiner Bestimmung für die Einsamkeit. Es tat ihm wohl, von tüchtigen und bedeutenden Menschen Hochachtung zu empfangen. Gottfried Keller hieß das Geschwisterpaar in seiner Wohnung am Zeltweg freundlich willkommen. Die beiden führenden Musiker der Stadt, Komponist und Kapellmeister Friedrich Hegar und der Pianist Robert Freund, bewiesen ihm jedes Entgegenkommen bei seinen väterlichen Bemühungen um Anerkennung für seinen lieben thüringer „Maëstro Peter Gast". Eine Anzahl junger, modern ge-

richteter Studentinnen, das bündnerische Freifräulein Meta von Salis Marschlins und deren in Zürich sich aufhaltende ausländische Kammeradinnen, so Fräulein Willdenow, die noch heute daselbst als Ärztin praktiziert, ferner Resa von Schirnhofer und Helene Druscowicz ahnten den mächtigen Geist, dessen persönlicher Träger ihnen durch einen frohen Zufall für ein paar Wochen nahegerückt war. „Dein Zürcher Kreis!" schreibt später einmal im Hinblick auf diese jungen freigerichteten Damen Overbeck an Nietzsche — und mit Recht, denn jede von ihnen hat später jenen Eindruck gepflegt und hochgehalten.

XI. Der Kurgast von Hotel Alpenrose

Der Gastwirt und Gemeindeammann von Sils-Maria, J. C. Durisch, nach dessen Gemsjagden Nietzsche einmal einen Brief datiert, bewahrte jahrelang die kleine Tischdecke, auf der „Also sprach Zarathustra" niedergeschrieben worden sein soll, was auch für einzelne Partien wohl stimmen kann. Er hatte nun Sommer für Sommer seinen berühmten Kurgast, dem die fremden Touristen nachfragten und um dessen Gunst und Tischnachbarschaft sich die Pensionäre, namentlich die weiblichen, rissen. „Ich vertrage eigentlich nur noch die ganz Fremden und Zufälligen und, anderseits, die von altersher und aus der Kindheit mir Zugehörigen. Alles andre ist abgebröckelt oder auch abgestoßen worden," schreibt er 1887 an den wiedergefundenen Schulfreund v. Gersdorff.

Ein Schneetreiben mitten im Hochsommer 1888, seinem

letzten, veranlaßt ihn zu einem Seitenblick auf den Dorfpfarrer: „Ist es ein Wunder, wenn selbst der Pfarrer hier sich das Fluchen angewöhnt? Er stockt jetzt mitunter in der Unterhaltung; dann würgt er immer einen Fluch hinunter. Neulich beim Herauskommen aus der eingeschneiten Kirche hat er seinen Hund durchgeprügelt mit den Worten: ‚Der verfluchte Köter hat mir die ganze Predigt verteufelt.'" Einen Monat später nimmt er des weitern Notiz vom Kirchspiel: „Sils hat diese Woche drei neue Glocken aufgehängt, ich lobte heute noch den ausgezeichneten Gießer und Fabrikanten, den ersten der Schweiz. Der Klang ist sehr schön." Auch interessierte ihn das uralte Gemeinderecht der Silser, daß Holz, von einer Lawine auf ein Grundstück geworfen, dem betreffenden Landbesitzer zum Eigentum anfalle — ein Bauer habe für Tausende von Franken solches Bruchholz verkaufen können. Freilich „unsert" Nietzsche diese Zustände und Bräuche nicht wie dann in Turin, wo alles bis zum Hofstaat ihn wesensverwandt anmutet: „Einer unserer Prinzen, der Vetter des Königs."

In Sils die Natur, in Turin die Kultur — und eben die ehemals so geliebte Hochgebirgslandschaft hatte ihm in diesem letzten Sommer sehr ungastlich mit trübem Himmel und Schneegestöber aufgewartet.

1. Nietzsches Silser Verkehr

In den Briefbänden ist auf die letzte Zeit hin von allerhand Personen die Rede, die zu dem Einsiedler nach Sils wallfahrteten, wenn er nicht gar von Klausnerinnen, die am Orte selbst wohnten, in verehrender

Anhänglichkeit eingekreist wurde. Unter den derart mit ihm befreundeten Pensionärinnen der „Alpenrose" ragt hervor die alte Exzellenz Mansuroff, Ehrendame des russischen Hofes, die eine Fuge komponierte. „Denken Sie doch, eine veritable Schülerin Chopins und voller Liebe und Bewunderung für diesen ‚ebenso stolzen wie bescheidenen' Menschen! Sils-Maria ist allerersten Ranges, als Landschaft, und nunmehr auch, wie man mir sagte, ‚durch den Einsiedler von Sils-Maria!'" Die andern ständigen Damen — drei Engländerinnen — Mutter und Tochter Fynn, und die jüdische Schriftstellerin Miß Helen Zimmern, die er sich zur Übersetzerin ausersah und die später einen englischen Nietzsche herausbrachte: „ein Musterexemplar eines Literaturweibchens!" Nietzsche fühlte in dieser letzten Zeit ein gewisses Bedürfnis, sich „offiziell" zu geben. Seine vornehme Verbindlichkeit erwachte auf die leisesten Anzeichen, daß man in seiner Umgebung wisse, mit wem man es zu tun habe.

Eine andere Abtönung brachte das Wiedersehen mit Basler Bekannten — da fühlte er sich an seine Anfänge und an natürlichere Zeiten erinnert: „Basel war diesmal die längste Zeit das dominierende Element in Sils — nämlich durch eine Kopfzahl von 36 vertreten. Die gute Basler Welt zeigte sich gegen mich ganz unverändert, sehr herzlich und sehr respektvoll, ganz wie ich's nur wünschen konnte. Die Namen La Roche, Ryhiner, Allioth usw. usw. schwirrten mir anfangs etwas vor dem Kopf, allmählich stellte sich mein Gedächtnis wieder ein, namentlich Sally Vischer von ehedem hat sich prächtig die ganze Zeit über gegen mich bezeigt

(mit ihren Kindern Manfred, Eleonora, Sigismund: wir haben über die schönen Namen gelacht!). Insgleichen die Schwester von Andreas Heusler."

Die dritte Gattung von Sommerfrischlern, die ihm huldigten, waren deutsche Professoren. Eines Tages begrüßte ihn ein alter Herr, grauhäuptig, mit seiner Frau, der in Basel doktoriert hatte. „Seine ersten Worte waren: ‚Oh, wie liebenswürdig haben Sie mich examiniert, das werde ich nie vergessen.'" Der Leipziger Historiker Maurenbrecher brachte Grüße. „Insgleichen hat sich mir Pflugk-Hartung vorgestellt."

Einen besonderen Reiz gewähren hinterher seine Unterhaltungen mit deutschen Universitätstheologen. „In Sils (welches ein Professoren-Rendezvous wird), hatte ich Verkehr mit Deinem Kollegen Brieger, welcher wünschte," schreibt er Overbeck, „Dir durch mich empfohlen zu sein. Er sagte ernsthaft und ohne Koketterie, die Leipziger hätten sich vergriffen in seiner Wahl — sie hätten Harnack nehmen müssen."

2. Das theologische Problem

Typische Bedeutung ist dem dreiwöchigen Zusammensein mit dem führenden Berliner Dogmatiker Professor Kaftan zuzuschreiben. Es fällt in Nietzsches letzte Silser Tage, Spätherbst 1888. Jener erzählt, sein ehemaliger Basler Kollege habe den Verkehr mit ihm in jeder Weise gesucht und ihn vom ersten Anfang an in vertraulicher Weise geführt. Suchen wir uns ein Bild zu machen, welche geistigen Mächte sich da gegenübertraten.

In dem damals bereits geschriebenen 191. Absatz vom „Jenseits" hat Nietzsche überzeugend das theologische

7*

Problem an das sokratische angeschlossen. „Der Glaube," sagt der Christ, — „Die Herde!" sagt Nietzsche angesichts der Tatsache, daß in der Theologie Vernunft und Instinkt von selbst auf ein Ziel zugehen, auf das Gute, auf „Gott"! Der Christ ist auf den Kurzschluß zwischen Vernunft und Instinkt eingestellt, während Nietzsche mit Vorsicht und Sorgfalt die beiden Leitungen isoliert. Dies ist der methodische Unterschied zwischen den beiden Anschauungen.

Das Jesusbild hat Nietzsche in seinen letzten Schriften verzerrt, indem er es zu dicht mit heftigen Ausfällen und Schmähreden vermengte. Eine frühere Schilderung lautete: „Jesus von Nazareth liebte die Bösen, aber nicht die Guten. Der Anblick von deren moralischer Entrüstung brachte selbst ihn zum Fluchen. Überall, wo gerichtet wurde, nahm er Partei gegen die Richtenden... Er wollte der Vernichter der Moral sein." Diese Worte enthalten eine Auffassung, die Jesus durchaus auf die Seite des Unmittelbaren hinüberrücken muß und ihn noch nicht zu einer buddhistischen Dublette macht. Durch die scharfe Scheidung von Paulus hat Nietzsche jedenfalls das, was er das „Personalproblem Jesus" nennt, scharf umrissen. Es kann nicht ausbleiben, daß die fortschreitende Religionswissenschaft dem sachlichen Kerne an seinen Bemerkungen zum Urchristentum volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Eines insbesondere erscheint in dem höflichen, von gegenseitiger Achtung und Anstand geleiteten Silser Gespräch zwischen Kaftan und Nietzsche vorgebildet: daß der Metaphysiker-Psychologe den Theologen freundlich aufsuchte, die nötige Einsicht für Rede und Ant-

wort mitbrachte und dadurch gewissermaßen die kirchliche Lebenseinrichtung als eigenen Zirkel zugleich unangetastet ließ und doch einem weiteren Umkreise einverleibte. Mag die Kirche ihren Bogen schlagen, die Kultur schlägt den höhern, der diesen überwölbt, aber auch — schützt! Es ist ganz unangebracht, den Dogmatiker zu belächeln, der, wie Kaftan, die Beschäftigung mit Nietzsche als beste Erziehung zur Theologie erklärt. Kaftan glaubte, er habe Nietzsche nicht ernst genommen. Trotzdem er sich empfangend mit ihm einließ! Ein religiöses Genie, das auf steinigem Boden hinwelkt, statt an Lebensbächen Wurzel zu schlagen, so kam ihm Nietzsche vor. Ein echter Metaphysiker wird von einer Kirche nie ertragen werden. Er kann dies gelassen hinnehmen im Gefühl, diese gegen ihr Wissen und ihren Willen zu beeinflussen.

3. Das Kulturproblem

Eine unabsehbare Masse von Vorarbeiten häufte sich auf für ein großes Hauptwerk, das den lyrisch-metaphysischen Zarathustra abhandelnd, oder wie er sagte, glossierend ergänzen sollte. Es sollte den Titel führen: „Umwertung aller Werte." Dieser sich türmende Gedankenstoß wurde nun in einer Anzahl Schriften abgebaut. Die letzten ziehen ihrer starken Akzente wegen die Aufmerksamkeit zurzeit mehr auf sich als jenes erste Buch der vierten Periode, das teilweise in Sils entstanden ist.

„Jenseits von Gut und Böse" vereinigt insofern auch ein besonderes schweizerisches Interesse auf sich, als im „Bund", nach einer deutschen Voranzeige von Dr. Hein-

rich Welti von Aarburg, die aufsehenerregende Kritik J. V. Widmanns erschien und später am selben Orte eine Sammelbesprechung aus der Feder von Carl Spitteler Nietzsches bisheriges Schaffen überblickte — also drei Anzeigen aus schweizerischer Feder zu einer Zeit, da Nietzsche noch so ziemlich in der ganzen Öffentlichkeit totgeschwiegen wurde. Widmann hat dann später unter dem Titel des Nietzscheschen Buches ein Thesenstück über das Deutsche Theater in Berlin gehen lassen. Sein Argwohn, seine Warnung: „Ein gefährliches Buch — hier liegt Dynamit!" haben aber auf Nietzsche aufmerksam gemacht.

Von den sieben oder acht letzten Schriften läßt sich einheitlich sagen, daß sie das Kulturproblem mit unerhörter Kühnheit und Freiheit anpacken. Beide mit der zentralen Bestimmung, das Maß der Triebe zu einer unendlichen Gefühlsbefreiung auszuweiten. Zwei große Gedanken werden gegeneinander ins Feld geführt: der eine heißt die Rangordnung, der andere die Herdenmoral. Zwar erweist sich auch hier die leidige Machttheorie als ein wahrer Schnürleib, der den sozialen Aufriß unnatürlich preßt und zwischen den Extremen der Herren und Sklaven die überleitende Mittelschicht völlig ausschaltet. Denkt man aber, daß Nietzsche am Ende seiner ersten Schaffenshälfte zu einer bejahenden Auffassung des Sokratismus gelangt war, was gleichbedeutend war mit einem Eintreten auf das Problem der Demokratie, so wird man versucht, in seinem Sinne eine gesellschaftliche Dreistufung anzunehmen, allwo das Pathos durch einen Adel, das Recht durch ein Bürgertum und das Nach- und Rachegefühl durch ein Arbeitervolk

vertreten wird. Hiezu tritt nun der Ausblick auf eine Höherzüchtung — ein Zukunftsplan, an dessen fernem Rande träumend der Übermensch wandelt. Es meldet sich noch einmal der von Nietzsche immer schon hochgehaltene Entwicklungsgedanke, nun in physiologischer, rassenhygienischer Ausprägung. Und die blonde Bestie mit der blassen Haut und den blauen Augen soll uns zwar tüchtig fürchten machen, und doch birgt und umkleidet sie nur seine früheste Überzeugung von der Lebensgewalt des Blutes. Nietzsche ist sich wirklich trotz aller Steigerung seiner Darstellungsmittel gleich und treu geblieben. „Der Philosoph," sagt er, „hat kein Auge für das, was war und was wird — man sieht nur das Seiende — da es aber nichts Seiendes gibt, so bleibt dem Philosophen das Imaginäre aufgespart als seine Welt. Sein und Schein! Der Frage nach der Gewißheit wird damit nicht ausgewichen, sie muß aber zurückstehen hinter der Frage nach dem Werte. Wahrheit ist die Art von Irrtum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte. Der Wert für das Leben entscheidet zuletzt."

4. Die Schranken von Nietzsches Größe

Nietzsches Ruhm wird von zwei Seiten in Frage gestellt — denselben, die er in sich trug: von der Weltfreude und vom erkennenden Geist. Der ästhetische Vorbehalt geht von den Dichtern aus, die finden, sein Dionysismus versage infolge der Lebensdürftigkeit des Verkündigers. Nietzsche wird als ein Schund-Dionysier bemitleidet. Nichts vom Überschwang und der triefenden Lebensfülle, die man bei dem Umwerter zu suchen sich

berechtigt glaubt. Ein kränklicher, grübelnder, im Grunde zaghafter Professor im Ruhestand. Man sieht an einer solchen absprechenden Einschätzung, wie verkehrt es ist, sich Nietzsche von seinem lyrischen Rankenwerk her mit anakreontischen Erwartungen zu nähern. Der Suchenden wartet die sichere Enttäuschung und Nietzsche geschieht bitteres Unrecht. Denn sein beispielloses Gut, die ungeheure Glut des Schauens, wird dabei völlig mißachtet. Nicht ebenso verkannt wird heute Nietzsche von den Gelehrten. Man sieht in seinem Werk nun doch nicht mehr nur den ausgeschütteten Zettelkasten — der innere Ansatz zum System wird erkannt und anerkannt. Aber Nietzsche selbst spricht ja von den „skeptischen Antiwirklichen und Erkenntnismikroskopikern von heute", von der „Jahrmarktsbuntheit und Lappenhaftigkeit aller dieser Wirklichkeitsphilosophaster", an denen nichts neu und echt ist als diese Buntheit. Wie sollte da so leicht auf ein Sich-Finden zu rechnen sein! Für Nietzsches metaphysische Gewißheiten wird die Universitätswelt, als Sitz der theoretischen Menschen, wahrscheinlich zuletzt empfängliche Hörer stellen. Es ist schon viel gewonnen, im Vergleich zu der Zeit seines gleichzeitigen Schaffens, daß heute unter seinen Kollegen, den deutsch lehrenden Professoren, von der Unerschrockenheit und klaren Entschiedenheit seiner Welteinstellung auf das intellektuale Gewissen, wenigstens die besonders Begabten und Redlichen betroffen zu sein bekennen.

Zusehends liegt nun die Bahn für das wirkliche Verständnis frei. Wir können auch zum Schlusse nur die stets wiederholten kurzen Leitlinien nachziehen. Nietzsche baut eine biozentrische Welterklärung auf über der

scharferfaßten Duplizität von Trieb und Vernunft, die er nicht zum völligen Dualismus erweitert, aber als dualistische Disposition niemals außer acht läßt. Der Maßstab zu einer Abmessung des Lebens liegt vor in der Möglichkeit der Bewertung: es kommt an auf die Qualitäten und auf das Vermögen, sie abzuwägen. Dieser Wert aller Werte und geheimnisvolle Quell aller Qualität ist das Leben selbst. Es tritt uns nahe als Bild und durch unsre Sinne. Diese Auffassung durchdringt zentral und einigend das ganze, sonst wild auseinanderstrebende Denken Nietzsches.

Nietzsche zu widerlegen ist oft versucht worden und nie gelungen, weil es nicht möglich ist. Aber überwunden werden kann er und wird er, wenn erst noch entschlossener und tiefer in die metaphysischen Untergründe hinabgegriffen wird als seiner Hitze und Ungeduld beschieden war. In der Genealogie der Moral steht der Satz: „Ein Geist, der seiner selbst gewiß ist, redet leise — er sucht die Verborgenheit, er läßt auf sich warten. Sein ‚mütterlicher' Instinkt, die geheime Liebe zu dem, was in ihm wächst, weist ihn auf Lagen hin, wo man es ihm abnimmt, an sich zu denken. In gleichem Sinne, wie der Instinkt der Mutter im Weibe die abhängige Lage des Weibes überhaupt bisher festgehalten hat."

Soll der Versuch, über Nietzsche hinaus philosophisch fortzuschreiten, glücken, so wird das wohl nur in der Richtung der eben erwähnten mütterlichen Instinkte und geheimen Liebe zu erwarten stehn. Und zwar gleichverlaufend auf einem selbständigen metaphysischen Strang neben dem altausgetretenen theologischen Gleis

her. Die Religion, die uns umgibt, sucht den Vater. Eine neue Lebenswissenschaft wird die Mutter suchen — die Ur- und Allmutter.

XII. Die Hadesfahrt

„Auch ich bin in der Unterwelt gewesen, wie Odysseus, und werde es noch öfter sein; und nicht nur Hammel habe ich geopfert, um mit einigen Toten reden zu können, sondern des eigenen Blutes nicht geschont. Mögen die Lebenden es mir verzeihen, wenn sie mir mitunter wie die Schatten vorkommen... Auf die ewige Lebendigkeit kommt es an." Zehn Jahre nach der Niederschrift dieser Wahrsagung erfüllte sie sich an ihm. Zu Neujahr 1889 zersprang der zu straff gespannte Bogen. Aus der Oberwelt kam sein treuester Freund aus dem alten Basel nach Turin geeilt und streckte ihm die Hände zur Hilfe hin.

Als sie durch den Gotthard fuhren, sang Nietzsche auf eine seltsame Melodie sein venezianisches Gondellied, das Overbeck ganz unbekannt war:

An der Brücke stand
Jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
Goldner Tropfen quoll's
Über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
Trunken schwamm's in die Dämmrung hinaus...
Meine Seele, ein Saitenspiel,
Sang sich, unsichtbar berührt,
Heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor bunter Seligkeit.
Hörte jemand ihr zu?

In Basel wie schon in Turin nahm er das Gewimmel der Reisenden auf dem Bahnsteig für Empfänge, die zu seinen Ehren veranstaltet worden seien. Mit erstarrtem Gesicht, die Menge verachtend, durchschritt er sie ...

Zwei Tage später verließ er auf immer die Stätte seines einstigen Wirkens. Ihn begleitete ein junger Schweizer Arzt, Sohn eines früheren Kollegen, ein heimlicher, verschwiegener Adept seiner letzten Schriften, erfüllt von verhaltener wilder Verehrung für den dämonischen Verkünder der Umwertung aller Werte, den Schöpfer des „Jenseits von Gut und Böse" ...

Doch nahm ihn in Jena noch einmal Schweizer und Basler Boden auf — exterritorial wie auf einer Gesandtschaft: das Haus seiner Freunde, Herr und Frau Professor Gelzer-Thurneysen. Dort kam nun Nietzsche öfters hin mit seiner Mutter, seiner leiblichen Mutter, die ihn fand, nachdem er den Weg seiner Griechen nicht zu Ende gegangen war und der chthonischen Urmutter nicht als Schauender und Erlöster in den Schoß sank.

Aber sank er ihr nun nicht doch in den Schoß? Ein Augenzeuge, ein Basler, damals Jenenser Student und Hausgast bei seinen Verwandten Gelzer erzählt mir: „Wenn Frau Pastor Nietzsche Gelzers einen Besuch machen wollte, brachte sie gewöhnlich ihren Sohn mit, der ihr wie ein Kind nachlief. Um ungestört zu sein, führte sie ihren Sohn in den Salon, wo er zuerst an der Türe stehen blieb. Sie ging ans Klavier und spielte Akkorde, worauf er immer näher trat und zuletzt auch anfing zu spielen — zunächst stehend, bis die Mutter ihn auf den Stuhl niederdrückte, wenn ich so sagen

darf. Worauf er stundenlang weiter „phantasierte'. Drüben wußte Frau Pastor ihren Sohn aufgehoben, ohne ihn beaufsichtigen zu müssen, solange sie Akkorde hörte."

So schließt sich der Ring von Nietzsches Werk: geboren aus dem Geiste der Musik ging nun die Tragödie unter im Geiste der Musik. Das Persönliche an ihm schmolz dahin. Es zerbrach Nietzsche als Individuation. Ein herrlicher metaphysischer Gesang, den seine Leibseele bei Lebzeiten umschlossen hatte, gelangte nach ihrer Auflösung zum Tönen.

Silbern, leicht, ein Fisch,
Schwimmt nun mein Nachen hinaus.

Ende

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von Harry Maync (Bern)

Als Ziel dieses Unternehmens schwebt eine Art Enzyklopädie des deutsch-schweizerischen Geistes vor. In einer zwanglosen Folge schmucker und wohlfeiler Bändchen sollen das völkische Wesen und die geschichtliche Leistung der alemannischen Schweiz herausgearbeitet und der bedeutende Anteil aufgezeigt werden, den sie an Kunst und Kultur des ganzen deutschen Sprachgebietes von jeher gehabt hat und fortdauernd nimmt. Dabei werden auch die fruchtbaren Wechselbeziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland (Goethe, Heinr. v. Kleist, Richard Wagner, Nietzsche in der Schweiz; G. Keller, Stauffer-Bern in Deutschland) beleuchtet werden. Neben den tieferen historischen Interessen soll den lokalgeschichtlichen Neigungen Rechnung getragen und ferner versucht werden, auch die

vielen vorübergehenden Gäste der Schweiz literarisch zu fesseln und dieser dadurch innerlicher zu verbinden. Denn möglichst weite Kreise der Gebildeten und Bildungsbedürftigen gilt es heranzuziehen und anzuregen. Darum sind die Bändchen zwar von namhaften Fachvertretern (zumeist schweizerischer Nationalität) bearbeitet, aber in gut gemeinverständlicher Form ohne viel gelehrtes Beiwerk gehalten. Der deutsche Herausgeber wirkt seit nunmehr anderthalb Jahrzehnten als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität der Bundeshauptstadt und widmet den Zusammenhängen zwischen dem gesamtdeutschen Geistesleben und dem der deutschen Schweiz seine ganz besondere Beachtung.

In erster Linie wird die Literatur Berücksichtigung finden. Zusammenfassende Darstellungen und Auswahlausgaben mit charakterisierenden Einleitungen werden einander ablösen, wertvolle Werke älterer Zeit ganz oder auszugsweis in Neudrucken vorgelegt und bedeutsame neue Dichtungen erstmalig veröffentlicht werden. Neben einzelnen Dichterpersönlichkeiten (Manuel, Haller, Geßner, Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler, Federer usw.) sollen

größere Zeiträume (Minnesang, Humanismus, Literatur der Gegenwart) und einzelne Gattungen und Richtungen (das schweizerische Drama, das historische Volkslied, die Mundartdichtung) in ihrer Entwicklung vorgeführt und des weiteren Überblicke über die Bedeutung einzelner Literaturstädte (Basel, Bern, St. Gallen, Zürich) und über die dichterische Behandlung landschaftlicher Einheiten (der Bodensee, das Berner Oberland, das Engadin) geboten werden.

Nicht minder liebevolle Beachtung wird sodann die bildende Kunst erfahren, sowohl in kunstgeschichtlichen Abrissen, als auch in Bildersammlungen, für die ein größeres Format vorgesehen ist. Bedeutende Persönlichkeiten (Graff, Böcklin, Hodler) und große Einzelwerke (Holbeins Totentanz, die Münster von Bern und Basel) erhalten Sonderdarstellungen; daneben ist die Sammelvorführung von Gemäldegruppen, von historisch wertvollen Profanbauten, Toren, Brunnen, Brücken, von Volkstrachten u. dgl. geplant.

Reiche Ausbeute verbürgen Geschichte und Kulturgeschichte. Auch auf diesem Gebiete sollen teils ganze Zeitalter (Urgeschichte, Pfahlbau; Re-

formation, Helvetik), teils einzelne hervorragende Ereignisse und Gestalten (Bruder Klaus, Zwingli) behandelt werden. Dazu kommen Neudrucke wichtiger Chroniken (Tschudi) und kritische Würdigungen führender Geschichtsschreiber (Johannes v. Müller, Jakob Burckhardt). Historische Erscheinungen wie das Reisläufertum und große Vertreter der Kultur- und Geistesgeschichte wie Paracelsus, Lavater, Pestalozzi sollen bei aller Knappheit der Behandlung scharf herausgearbeitet werden.

Aus der überaus reichhaltigen, fast unübersehbaren schweizerischen Volkskunde werden Einzelgebiete fest umrissen vorgeführt und insbesondere auch Sammlungen aus der so üppig blühenden Volkssage dargeboten werden.

Damit sind nur die Umrisse eines großen Planes angedeutet, dessen Durchführung mit aller Freiheit und unter bereitwilliger Anpassung an fruchtbare Anregungen und berechtigte Wünsche von Mitarbeitern und Lesern vor sich gehen soll.

Bern, im Mai 1922

Der Herausgeber

Professor Dr. Harry Maync




Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben

